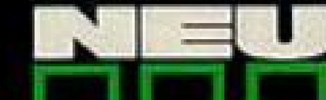
2,00 DM / Band 718
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Tango Fatal

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Tango Fatal

John Sinclair Nr. 718

von Jason Dark

erschienen am 07.04.1992

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Tango Fatal

Der Mann zitterte am ganzen Leib. Er hockte mir gegenüber, sein Atem zischte intervallweise aus seinem Mund. »Gleich, Sinclair! Gleich werden Sie es hören.«

Gaston Lacre bewegte sich hektisch auf seinem Stuhl. Er drückte sich hoch und wieder zurück. Das wiederholte sich so lange, bis ich es leid war und ihm beide Hände auf die Schultern legte. »Jetzt reißen Sie sich mal zusammen, Monsieur Lacre.«

Er senkte den Kopf.

»Verdammt, Sie haben gut reden. Sie haben es ja nicht erlebt. Sie kennen das Grauen nicht. Aber bitte, ich werde mich zusammenreißen. Mehr können Sie aber nicht von mir verlangen, mehr nicht!«

Er schüttelte sich wie im Fieberschauer.
Ich hatte meinen Stuhl verlassen und stand hinter dem Mann. Der Gang, in dem wir uns befanden, war lang und mit einer hohen Decke versehen. Er paßte in dieses alte, hohe Haus, dessen düstere Mauern den Schrecken vieler Zeiten zu verbergen schien. Es hatte eine Geschichte hinter sich, die ich nur in Andeutungen kannte, und wenn alles stimmte, konnte das Haus nicht stolz darauf sein.
Wir warteten ab.
Lacre hatte sich wieder beruhigt. Dennoch saß er vor mir wie ein gebrochener Mann. Er stierte ins Leere, den Fußboden schien er trotzdem nicht zu sehen.
Bisher war nichts passiert. Noch hatte ich nichts gehört, doch ebenso wie Lacre starrte ich auf die breite Doppeltür, die den Eingang zu einem bestimmten Zimmer bildete.
Gaston Lacre hatte nicht gewollt, daß ich das Licht einschaltete. Im Dunkeln saßen wir trotzdem nicht, denn im Hintergrund des Flurs stand eine brennende Kerze.
Ihr einsames Leuchten erinnerte mich an eine Insel in der Dunkelheit. Ich hätte den Raum längst betreten können, die Tür war nicht verschlossen, aber ich mußte vor der Tür warten. Das gehörte gewissermaßen zum Ritual, dem ich mich gefügt hatte.
Die Luft schmeckte nach Staub. Sie kam mir alt und verbraucht vor. Auch ich fühlte mich nicht gerade in Topform. Wer mich kennt, der weiß genau, wie gern ich wartete.
Lacre fing wieder an zu sprechen. »Es wird kommen, Monsieur Sinclair, es wird kommen, darauf können Sie sich verlassen. Sie müssen nur noch ein wenig Geduld haben.«
»Aber sicher, das habe ich.«
»Dann ist es gut.«
Wir starrten beide die Tür an. Hinter ihr lag das Rätsel des Hauses verborgen. Dieser Bau verbarg ein fürchterliches Geheimnis, er sollte verflucht sein. Worum es dabei genau ging, das konnte ich auch nicht sagen. Bisher war alles Theorie, die Praxis ließ noch auf sich warten.
Wie lange?
Sekunden reihten sich aneinander. Sie wurden zu Minuten, wobei ich hoffte, daß es nicht noch eine Stunde oder länger dauerte. Soviel Geduld brachte ich nicht auf.
Ich ging auf die Tür zu.
Lacre erschrak. »Nein, Monsieur Sinclair, nicht.«
Vor der Tür blieb ich stehen und drehte mich ihm zu. »Keine Sorge, Monsieur Lacre. Ich werde die Tür nicht öffnen. Ich möchte mich nur informieren.«
Was ich damit meinte, sah er sehr bald. Da hatte ich mein Ohr an das Holz gelegt und lauschte.

Nichts war zu hören.
Kein Geräusch, kein Rauschen, kein Zischen und natürlich auch keine menschliche Stimme. Hinter der Tür lag eine beunruhigende Stille oder eine völlig normale. Es kam darauf an, aus welch einem Blickwinkel man die Dinge betrachtete.
Ich hob die Schultern, wollte etwas sagen. Das erste Wort schon gefror mir auf den Lippen, denn vor mir drückte sich Lacre in die Höhe. Er war ein schon älterer Mann, sein Gesicht zeigte die Falten des Lebens. Jetzt wirkte es geisterhaft leer, mit großen Augen und einem offenen Mund.
Er hob den Arm. Das geschah sehr langsam, und ebenso langsam streckte er den Zeigefinger aus.
Die Spitze deutete an mir vorbei auf die dicke Zimmertür.
»Gleich«, flüsterte Gaston Lacre. »Gleich fängt es an. Gleich geht es los, ja, gleich…«
Er hatte recht, es begann tatsächlich.
Selbst mich, der viel gewohnt war, trafen die unheimlichen Vorgänge bis ins Mark…
Wir hörten den Schrei oder die Schreie, denn ein Mensch allein konnte sich so kaum verhalten.
Es war ein schriller Laut. Ein Inferno aus Gefühlen. Ein Schrei, der sich aus zahlreichen Echos zusammensetzte, die durch den hinter der Tür liegenden Raum irrten und sich gegenseitig einholten.
Ein Todesschrei. Einer der von Folter und Grauen erzählte, der sich auch künstlich anhörte, als hätte jemand auf einem Synthesizer gespielt und dabei verschiedene Tonlagen ausprobiert.
Der Schrei des Schreckens, das akustische Grauen, die hörbaren Ströme der Angst: Er war wild, er war verrückt, aus ihm sprach eine schreckliche Angst. Der Schrei zog sich in die Länge, dehnte sich dabei wie der Pfiff einer Lokomotive und verlor allmählich an Höhe. Er ging über in ein langgezogenes Stöhnen, riß ab.
Vorbei - Stille…
Ich wollte die Tür aufreißen, aber Lacre hielt mich fest. »Vorsichtig, Monsieur Sinclair. Seien Sie nur vorsichtig, ich bitte Sie! Das hier ist keine Spielerei.«
»Ja, das glaube ich auch.«
Meine Hand lag auf der Klinke. Sie bestand aus Metall, und ich schreckte zurück.
Wieso war die Klinke warm?
Da stimmte etwas nicht.
Ich drehte mich zu Gaston Lacre um. Der Mann war aufgestanden und schlug gleich mehrere Kreuzzeichen hintereinander. Auf seinem Gesicht stand die Furcht. Er wußte sicherlich mehr, als er zugeben wollte, aber darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen.

Ich zog die Beretta, behielt sie in der rechten Hand und riß mit der linken die Tür auf.

Dann sprang ich in den Raum. Ich machte Licht. Es wurde hell.

Ich schaute mich um und sah das Rätsel zum erstenmal mit eigenen Augen.

Das Zimmer war leer.

Von der Kreatur, die geschrien hatte, sah ich keine Spur. Und es gab sichtbar keinen Weg, über den sie hätte entkommen können…

***

Der Raum war groß, übergroß sogar. Er besaß auch Fenster, aber durch diese konnte niemand mehr ein- oder aussteigen, denn die Vierecke waren zugemauert worden. Und das nicht erst seit gestern, dazu war das Mauerwerk zu alt.

Auch die hohe Decke wies keine Fluchtmöglichkeit auf. Sie bildete eine glatte weiße Fläche, die mit den Kanten der Wände abschloß. Die Wände waren glatt. Nicht einmal die Kanten der Steine zeichneten sich hinter den gelblich schimmernden Tapeten ab.

Das gleiche galt für den Boden. Er bestand aus einer einzigen Holzfläche. Nichts zeichnete sich darin ab. Kein Umriß irgendeiner Klappe, einfach gar nichts.

Ich stand vor einem Rätsel…

Das heißt, der Raum war nicht ganz leer. Der Tür schräg gegenüber hing ein Bild an der Wand. Es zeigte ein Küstenmotiv. Wasser brandete gegen eine steile Felswand und ließ helle Gischtfontänen an ihr in die Höhe steigen.

Unter dem Bild stand ein schlichter Holztisch. Seine runde Platte wurde von einer hellen Decke verborgen, nur mehr seine Beine schauten hervor. Auf dem Tisch stand eine schmale Vase. Aus ihr schauten Trockenblumen hervor.

Mir kamen Tisch, Blumen, Bild und auch der vor dem Tisch stehende Holzstuhl vor wie ein Stilleben, das irgend jemand inszeniert hatte, um auf seine Kunst aufmerksam zu machen.

Hinter mir hörte ich die Schritte des Gaston Lacre. Müde schlurfte er in das Zimmer. Er schaute mich mit, wie ich meinte, traurigen Augen an. Seine Lippen zuckten, ohne daß er etwas sagte. Er rieb seine Handflächen gegeneinander, die Jacke umschlotterte seinen Körper, weil sie einfach zu weit für ihn war.

Als er stehenblieb, holte er tief Luft. »Haben Sie den Schrei gehört, Mann?«

Ich nickte. »Er war ja nicht zu überhören.«

»Eben.«

»Und wer hat geschrieen?«

Lacre schaute mich an. Dann lachte er plötzlich. Aber nicht laut, eher

leise und wiehernd. Dabei bewegte er seinen Schädel vor und zurück. Sein weißes Haar fing an zu flattern, und das Lachen hörte ebenso abrupt auf, wie es aufgeklungen war. »Das ist die Frage aller Fragen. Das ist das große Rätsel. Deshalb sind Sie doch gekommen, Monsieur. Man will, daß Sie das Rätsel lösen.«

»Ja, das dachte ich mir.«

»Und was sagen Sie dazu?«

»Nichts weiter. Ich müßte mich erst hier im Zimmer ein wenig genauer umsehen.«

»Was wollen Sie denn finden?« Er fragte es lauernd und hatte den Kopf schiefgelegt.

»Nun ja…«, ich hob die Schultern. »Zumindest den Ein- oder Ausgang, den der Schreier benutzt hat.«

»Wie schön für Sie, Monsieur Sinclair, wie schön. Aber den werden Sie nicht finden.«

»Was heißt das?«

»Das heißt, daß es hier weder einen Aus- noch einen Eingang gibt. Ausgenommen die Tür.«

»Und?«

»Durch sie ist die Person, die geschrieen hat, weder hereingekommen noch hinausgegangen«, erklärt er, nickte mir zu und zeigte ein breites Lächeln.

»Aber es war jemand da.«

»Das stimmt, Monsieur.«

»Wer denn?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, ich weiß es nicht. Sie sind doch der Fachmann, wie ich mir habe sagen lassen.«

»Ja, irgendwo schon. Allerdings nicht für leere Zimmer, aus denen Schreie ertönen. Das ist normalerweise nicht mein Metier.« Ich steckte jetzt auch die Beretta wieder weg.

»Was dann?«

»Mal dies, mal das«, erwiderte ich, ohne konkret zu werden. Ich stand in der Mitte des Zimmers und schaute mich um. Sehr langsam maß ich Wände, Fußboden und Decke mit den Blicken ab, als könnte ich so nachrechnen, ob irgend etwas vorhanden war, das sich als Fluchtweg eignete. Doch da gab es nichts. Dann zweckentfremdete ich die Beretta und setzte sie als Klopfinstrument ein. Ich tickte mit dem Griff an den Wänden entlang, um herauszufinden, ob sich hinter den Steinen irgendein Hohlraum verbarg.

Das traf nicht zu.

Gaston Lacre beobachtete mich dabei. Hin und wieder schaute ich ihn an. Seinem Gesicht war zu entnehmen, daß er Bescheid wußte. »Sie haben keinen Erfolg, Monsieur.«

Das sagte er in dem Augenblick, als ich das Bild von der Wand nahm,

um nachzuschauen, ob sich dahinter ein Geheimversteck oder ein Safe verbarg.

Nichts war zu sehen. Die Wand zeigte sich glatt wie überall. Und auch meine Schritte hatten keinen anderen Klang bekommen, denn unter dem Boden war kein Hohlraum.

Es blieb ein Rätsel.

Vor einem der zugemauerten Fenster verhielt ich meine Schritte. Ohne mich umzudrehen, stellte ich Gaston Lacre die Frage. »Weshalb wurden die Fenster vermauert?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Sie haben es getan.«

»Wer hat es getan?«

»Die Besitzer.«

Jetzt drehte ich mich um. »Nun kommen wir der Sache schon näher. Sie brauchen mir nur noch zu verraten, wem dieses Haus gehört hat und wo die Besitzer sind.«

»Weg.«

»Das habe ich gemerkt.«

»Sie sind verschwunden. Urplötzlich, über Nacht. Sie haben die Fenster zugemauert. Vielleicht sollte dies eine Warnung für andere sein, nicht mehr zurückzukehren. Sie sollten auch Fremde davor abhalten, das Haus zu betreten…«

»Warum?«

»Es gibt Gerüchte…«

»Welche?«

Gaston Lacre schaute sich um. »Wissen Sie, was dieses Haus einmal beherbergt hat?«

»Nein.«

»Eine Tanzschule.«

Ich schluckte. Das war mir neu, da hatte er mich tatsächlich überrascht. »Sind Sie sicher?«

»Bestimmt. Hier hat es einmal eine Tanzschule gegeben, ob Sie es glauben oder nicht.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Sie wurde geschlossen. Das geschah bereits vor Jahren. Seitdem ist dieses Haus nicht mehr bewohnt. Man fürchtete sich vor dem Manoir des Vieux.«

»Was geschah denn mit den Besitzern der Tanzschule?«

»Keine Ahnung. Angeblich gingen sie zurück nach Paris. Dort kamen sie auch her.«

»Und dann fingen irgendwann die Schreie an, nicht wahr?«

Gaston Lacre nickte heftig. »Und ob sie anfingen. Es war ganz furchtbar. In der Nacht, am Abend, am Tage, urplötzlich gellten sie auf. Sie waren einfach da, und niemand hielt sich im Haus auf. Keiner konnte dieses Rätsel erklären, alle hatten Angst. Sie wurden gehört,

und es kam uns vor, als wäre das Haus selbst dabei, zu schreien. Verstehen Sie? Das Haus schrie selbst. Es brüllte, seine Wände kreischten ihre Angst hinaus. Es war kaum zu fassen.«

»Was taten Sie denn?«

»Gar nichts, Monsieur Sinclair. Die Menschen sprachen davon, daß es verflucht gewesen ist. Der Teufel hätte es in Besitz genommen, und selbst unser Pfarrer traute sich nicht hinein, weil er zuviel Angst davor hatte. Kann man ja verstehen.«

Ich nickte, war jedoch mit meinen Gedanken woanders. Sollte dieses Haus tatsächlich vom Teufel oder vom Bösen besessen sein, dann wunderte es mich, daß mein Kreuz bei meinem Eintritt in das Zimmer nicht reagiert hatte. Es war »stumm« geblieben und hatte nicht einmal eine gewisse Wärme abgegeben.

Warum nicht?

War vielleicht alles vorbei gewesen, als ich den Raum betrat? Hätte es während der Schreie anders reagiert?

Ich schaute mich noch einmal um, diesmal mit dem Kreuz in der Hand, und Gaston Lacre kam neugierig näher, denn so etwas hatte er noch nicht gesehen.

»Was ist das?«

»Eine Wünschelrute«, erwiderte ich grinsend.

»Hören Sie auf, Monsieur, das ist doch ein Kreuz.«

»Stimmt.«

»Aber ein besonderes, oder?« In seiner Stimme schwang Ehrfurcht mit. Die Frage hatte er leise gestellt.

Ich ging nicht darauf ein, sondern wollte wissen, ob über dem Haus ein Fluch gelastet hatte.

Lacre fuhr durch sein Haar und schabte mit dem Daumen über die Kopfhaut. »Das müssen Sie mir genauer erklären, Monsieur.«

»Ich weiß es ja auch nicht. Ein Fluch kann vieles bedeuten. Können Sie mir sagen, ob in diesem Haus Morde passiert sind? Hat es hier Bluttaten gegeben?«

»Sie meinen in letzter Zeit?«

»Nicht nur das, sondern allgemein.«

»Nein, das weiß ich nicht. Es kann durchaus sein, daß dies passiert ist. Sie dürfen nicht vergessen, daß dieses Haus eine wechselvolle Geschichte hinter sich hat. Denken Sie daran, Sie befinden sich im Elsaß, und hier ist einiges anders als im übrigen Frankreich. Viele Franzosen erkennen uns Elsässer als Landsleute gar nicht an. Für sie sind wir nicht Fisch und nicht Fleisch. Mal gehörte dieses Land zu Deutschland, dann wieder zu Frankreich, jetzt scheinen die Grenzen endgültig festgelegt zu sein, obwohl es hier inzwischen so etwas wie Autonomiebestrebungen gibt, das heißt, man will seine eigene Kultur und auch die eigene Sprache behalten.«

»Das stimmt wohl.« Ich steckte das Kreuz wieder weg. »Aber es hat nichts mit unserem Fall zu tun.«

»Kann sein.«

»Sind Sie eigentlich zum erstenmal hier im Haus?«

Er nickte heftig. »Seit langer Zeit. Allein würde ich mich nicht trauen, aber Monsieur Piccard hat so gut über Sie gesprochen, daß ich es mit Ihnen zusammen wagte. In der Dunkelheit können Sie mir noch Geld geben, ich würde trotzdem nicht hineingehen.«

»Dafür habe ich Verständnis.«

Lacre stemmte seine Hände in die ausgebeulten Hosen und trat an mich heran. »Darf ich Ihnen eine Frage stellen, Monsieur Sinclair?«

»Immer.«

»Was wollen Sie jetzt tun, wo Sie selbst erlebt haben, was mit diesem Haus los ist?«

Ich lächelte. »Das ist eine gute Frage, Monsieur Lacre, eine sehr gute sogar. Aber ich weiß es nicht. Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen. Ich muß erst noch nachdenken.«

»Worüber denn?«

»Das weiß ich auch nicht. Jedenfalls über dieses Haus. Außerdem möchte ich mit Monsieur Piccard sprechen.«

»Der wartet im Ort.«

»Dann lassen Sie uns gehen.«

Er wollte noch nicht, seine Neugierde war einfach zu stark. »Aber der Fall ist doch für Sie nicht abgeschlossen, oder täusche ich mich da?«

»Nein, Monsieur Lacre, Sie täuschen sich bestimmt nicht. Ich weiß nur noch nicht, wo ich den Hebel ansetzen soll. Ich möchte zurück in mein Hotel und nachdenken.«

»Sie sind der Chef. Dann gehen wir.«

Er war etwas pikiert. Wahrscheinlich deshalb, weil ich ihn nicht in meine Pläne eingeweiht hatte.

Aber die existierten noch nicht. Und wenn, dann hätte ich diesen Mann auf keinen Fall eingeweiht.

Er war nur ein Mittler, mehr nicht.

Ich dachte daran, daß in diesem Haus einmal eine Tanzschule gewesen war. Groß genug war das Zimmer, aber nicht zu groß, um vielleicht zwanzig Paare hier üben zu lassen.

Ich mußte einfach mehr Informationen bekommen, und da konnte mir ein gewisser Pierre Piccard sicherlich helfen. Schließlich hatte er mich gebeten, hier zu erscheinen, und das auch nur, weil er ein guter Bekannter meines alten Templer-Freundes Abbé Bloch war. Gaston Lacre war froh, das Haus verlassen zu können. Vor der Eingangstür atmete er tief durch. Obwohl es ziemlich kühl war, lagen auf seiner Stirn kleine Schweißtropfen, die er mit einem Taschentuch wegwischte. »Jetzt geht es mir besser, Monsieur Sinclair.«

»Das glaube ich Ihnen.«
Ich war neben dem Mann stehengeblieben. Mein Blick glitt nach vorn, den Bergen der Vogesen entgegen, die ein dunkles Haar aus starren Wellen bildeten. Auf der anderen Seite des Rheins lag der Schwarzwald. Er und die Vogesen würden bald eine herbstliche Färbung bekommen. Die Sonne hatte viel von ihrer Kraft eingebüßt und mußte am morgen mühsam gegen die Nebelschwaden ankämpfen, die aus den Tälern hervorstiegen. Auch jetzt sah ich sie in die Höhe wallen und dabei die Natur umschlingen wie ein grauweißes Gespinst.
Die Landschaft war etwas traurig geworden. Die ersten kalten Winde wehten über die Höhen und kündeten davon, daß der Monat November nicht mehr weit entfernt war.
»Fahren wir?« fragte ich.
»Ja, sehr gern.« Lacre wirkte erleichtert.
Ich warf noch einen Blick zurück.
Das dunkle Haus stand einsam da. Es erinnerte mich an eine Festung. Und ich dachte daran, daß dies zwar mein erster, aber nicht mein letzter Besuch in den Mauern gewesen war.
Ich wollte dieses Rätsel lösen. Das war ich mir selbst und auch den Menschen hier schuldig…

***

Auch über dem Ort hing ein dünner Nebelschleier. Es mochte daran liegen, daß er von einem Fluß durchflossen wurde, der seine Quelle irgendwo oben in den Bergen hatte. Hier war die Welt noch wunderschön und heil, da stand die Luft in punkto Sauberkeit dem Wasser in nichts nach. Wäre der Himmel blau gewesen und hätte die Sonne geschienen, so wäre die Idylle wirklich perfekt gewesen, so aber hüllte uns der Dunst ein, der auch fahnengleich durch die schmalen Straßen und Gassen trieb.
Er verwischte das wunderschöne Fachwerk der Häuser. Er trieb an den blanken Scheiben vorbei und ließ auch den Dorfbrunnen nicht aus, der den Mittelpunkt eines Platzes im Zentrum des Ortes bildete.
Dort hielt ich an und ließ Gaston Lacre aussteigen. »Falls Sie mich brauchen, Monsieur Sinclair«, sagte er, als er in den Wagen zurückschaute, »lassen Sie es mich bitte wissen.«
»Klar.«
Gaston Lacre ging so schnell weg, als wäre er froh darüber, mich nicht mehr sehen zu müssen.
Das kleine Hotel sah wunderschön aus. Es hätte auf jede Postkarte gepaßt. Auch hier zeigten die Außenmauern ein helles Fachwerk. Teilweise jedoch wurde es von Weinranken verdeckt, und gerade für Wein war das Elsaß ja weltberühmt.
Eine Linde wuchs vor dem Haus. Zwei weißgestrichene Bänke

dienten drei schönen Katzen als sonniger Ruheplatz.

Das Dorf selbst lag in einer beruhigenden Stille. Nur aus der Ferne hallte der Klang heller Hammerschläge an meine Ohren. Wahrscheinlich befand sich dort eine Schmiede.

Ich öffnete die Tür, die in der oberen Hälfte zwei kleine Scheiben aufwies.

Ein schmaler Flur tat sich vor mir auf. Rechts ging es zur Gaststätte, links war die kleine Rezeption.

Jemand pfiff ein Lied, und aus der Küche roch es nach gebratenen Würsten und Sauerkraut, so daß mir das Wasser im Mund zusammenlief.

Ich betrat den Gastraum.

Der Wirt war dabei, ein Faß hochzustemmen. Er war ein kräftiger Typ, er hatte die Ärmel seines Hemdes aufgerollt. Als er mich sah, lachte er und drückte das Faß auf die Theke. »Na, da sind Sie gerade zur rechten Zeit gekommen, Monsieur Sinclair.«

»Warum?«

»Wissen Sie, was sich in diesem Faß befindet?« Er klopfte zweimal mit der flachen Hand darauf.

»Bier?«

»Nein, wo denken Sie hin. Das ist der erste junge Wein, der Federweiße, wenn Sie verstehen. Er ist noch trübe, aber mit unserem frischen Zwiebelkuchen zusammen schmeckt er ausgezeichnet. Wollen Sie etwas probieren? Ich lade Sie ein.«

»Ja, gern.«

Der dunkelhaarige Wirt verschwand durch eine Seitentür in der Küche. Ich nahm an einem der Tische Platz. Die Decken rochen wie frisch gewaschen. Sie zeigten ein Muster aus braunen und grünen Streifen, und die kleinen Blumenvasen mit den Herbststräußen paßten dazu.

Man konnte sich hier sauwohl fühlen und einen herrlichen Urlaub verbringen. Dagegen hätte ich auch nichts gehabt, wenn nicht dieses verdammte Haus und die Schreie in einem leeren Zimmer gewesen wären. Darum drehten sich meine Gedanken, während ich durch das kleine Fenster auf das allmählich dunkel werdende Laub der Linde starrte.

Die Schritte des Wirts schreckten mich hoch. Er hatte für sich eine Portion mitgebracht. Jedenfalls war der duftende Zwiebelkuchen auf zwei Tellern verteilt, und der Federweiße schimmerte wie grüne, trübe Milch in zwei Pokalen.

»Auf Ihre Gesundheit«, sagte der Mann und hob das Glas.

Wir tranken zugleich.

Ich verzog für einen Moment die Lippen, weil mir der Wein doch ziemlich sauer vorkam. Das war ein Irrtum. Ich schmeckte nach, ich

kaute ihn sogar und fand, daß er sich doch anglich, so daß ich nickte und mich sehr zufrieden zeigte.
»In Ordnung?«
»Ja, ich könnte mich daran gewöhnen.«
Der Mann lachte. Er legte mir seine Hand auf den Arm. »Wissen Sie, das sagen alle, die ihn zum erstenmal probiert haben. Ja, Monsieur, schon nach dem ersten Glas sind Sie überzeugt. Wenn dann noch der frische Zwiebelkuchen hinzukommt, ist das Glück perfekt. Zumindest für uns Elsässer«, schränkte er ein.
Er hatte nicht gelogen. Der frische Zwiebelkuchen, der direkt aus dem Ofen gekommen sein mußte, war eine Gaumenfreude. Da konnte man nur staunen.
»Und?«
»Exzellent, Monsieur.«
Der Wirt nickte freudig. »Das habe ich doch gesagt. Meine Frau und meine Mutter sind für ihren Zwiebelkuchen im gesamten Elsaß berühmt. Ich behaupte, daß Sie nirgendwo besseren bekommen.«
»Da werde ich nicht widersprechen«, sagte ich kauend. Ich meinte es auch so, denn der Kuchen war ausgezeichnet.
Da keine Gäste außer mir den Raum bevölkerten, blieb der Wirt sitzen. Ich glaubte fest daran, daß er etwas auf dem Herzen hatte, obwohl er bisher keine Andeutungen gemacht hatte.
Erst als ich den Rest des Zwiebelkuchens runtergeschluckt hatte, stellte er die Frage und beugte sich dabei vor. »Hören Sie, Monsieur Sinclair, Sie waren doch in diesem Haus - oder?«
»Ja.«
»Und?«
Ich trank einen Schluck. Wein. »Wie meinen Sie das?«
»Haben Sie die Schreie gehört?«
»Ja.«
Er drückte sich zurück und schwitzte plötzlich. »Verdammt noch mal«, flüsterte er, »alle haben sie gehört. Jeder aus dem Ort hier kennt sie. Es gibt sogar Menschen, die liegen in der Nacht wach, nur um darauf zu achten, ob die Schreie wieder erklingen. Es ist beinahe paradox. Jeder wartet darauf, aber alle fürchten sich davor.«
»Waren Sie schon mal dort?«
Der Mann erschrak. »Um Himmels willen, nein. Das können Sie von mir nicht verlangen. Ich setze keinen Fuß über diese Schwelle. Unmöglich, das mache ich nicht.«
»Was redet man denn so im Dorf?«
»Daß dort Geister wohnen.«
»Pardon, aber ich habe keine gesehen.«
Er starrte mich an. »Geister sind doch nicht sichtbar, Monsieur. Sie… sie kann man nicht sehen. Vielleicht fühlen«, flüsterte der Mann,

»mehr aber nicht.«

»Stimmt auch wieder.«

Er trank sein Glas leer und wischte über seine Lippen. »Seit Jahren schon suchen wir nach einer Erklärung, aber wir finden keine. Als das Haus verlassen wurde, hat es begonnen.«

»Sie meinen, als die Tanzschule auszog?«

»Richtig.«

»Und zuvor war nichts?«

Er hob die Schultern. »Nein, Monsieur Sinclair. Nicht daß ich wüßte. Ich könnte Ihnen da keinen Tip geben. Wir alle wollen natürlich, daß es aufhört. Sie sind unsere letzte Hoffnung. Auch Monsieur Piccard zählt sehr auf Sie.«

»Wer ist er denn?«

»Er stammt aus dem Ort. Studierte Theologie und Religionswissenschaften und ging nach Straßburg. Er hat dort gelehrt. Als er hier zwei Wochen Urlaub machte, hat er die Schreie ebenfalls gehört und erklärt, daß er sich um dieses Phänomen kümmern würde. Er wüßte jemand, der sich mit diesen Dingen beschäftigt.«

»Den Abbé Bloch.«

»Mag sein, einen Namen hat er nicht genannt. Sie haben ja auch kurz mit Pierre Piccard gesprochen.«

»Zu kurz.«

»Das stimmt«, sagte der Wirt nickend.

Ich gönnte mir noch einen Schluck. Das Weinglas behielt ich in der Hand, als ich ihn fragte: »Eigentlich hatte ich vorgehabt, mit Monsieur Piccard zu sprechen. Wir waren hier verabredet. Ist er inzwischen einmal eingetroffen und hat nach mir gefragt?«

»Nein.«

Ich schaute auf die Uhr. »Er ist schon beinahe seit einer halben Stunde überfällig.«

»Ist sonst nicht seine Art.«

Ich blickte den Wirt an. »Das meinen Sie ehrlich?«

»Ja, natürlich.«

»Wo könnte er denn sein?«

»Tja, das ist einfach. Da gibt es nur eine Möglichkeit, finde ich. Er hält sich in seinem elterlichen Haus auf. Es steht leer, er hat es nicht vermietet. Eine Zugehfrau kümmert sich darum, wenn er nicht anwesend ist. Sie müßten dort mal nachschauen.«

»Sehr gut. Und wo finde ich das Haus?«

»Das ist einfach. Sie müssen nur auf die Kirche zugehen, die man nicht übersehen kann. Rechts daneben, wo die Brandmauer entlangläuft, finden Sie das Haus.«

»Ist es das Pfarrhaus?«

»Nein, nein, das nicht.« Sein Blick bekam etwas Verschwörerisches.

»Ich will ja nicht über andere reden, Monsieur Sinclair, aber Pierre Piccard ist des öfteren vergeßlich.« Er tippte mit dem Finger gegen die Stirn. »Das liegt nicht an seinem Grips, sondern allein daran, daß er zu viele andere Dinge im Kopf hat. Er denkt eben zu sehr nach, wenn Sie verstehen, Monsieur.«

»Ja, das passiert auch mir.«

»Ich habe aber nichts gesagt.«

»Keine Sorge«, sagte ich, stand auf und schob den Stuhl zurück. »Ich kann ja zu Fuß hingehen.«

»Aber selbstverständlich.«

»Danke, wir sehen uns.«

Ich verließ das Gasthaus. Schon vorhin war mir die Helligkeit draußen aufgefallen. Die Oktobersonne hatte es geschafft, den Dunst fast vollständig zu verdampfen.

Ich lief durch einen stillen Ort und hörte das Plätschern des kleinen Flusses, der glücklicherweise noch nicht kanalisiert worden war, sondern durch sein Bett floß wie in all den Jahrhunderten zuvor.

Es begegneten mir kaum Menschen. An einer Schule kam ich vorbei, deren Fenster weit geöffnet waren, um das helle Licht in die Klassenräume fluten zu lassen.

Ich hörte Stimmen und Gesang. Hier schien es selbst den Kindern noch Spaß zu machen, in die Schule zu gehen.

Laubbäume wuchsen an den Rändern der schmalen Straßen hoch und breiteten ihre Blattdächer schützend aus. Wenn mein Blick frei war, konnte ich die außerhalb des Dorfes liegenden Weinhänge sehen. Die Lese hatte bereits begonnen.

Ich fand die Mauer, ich sah die Kirche, deren hell gestrichener Turm sich stolz in den Himmel reckte.

An der bewachsenen Mauer ging ich entlang. Bald zweigte der Weg nach rechts ab. Buschwerk nahm mir für kurze Zeit die Sicht, dann sah ich das kleine Haus und davor den schmalen Platz. Ihn zierte ein Pflaster aus kleinen, rechteckigen, grauen Steinen.

Das Haus gefiel mir. Es war klein, auch etwas schief gebaut und schien sehr alt zu sein. Auch hier schimmerte das Fachwerk durch den dichten Bewuchs. Efeu und Wein bildeten ein Gemisch, das hoch bis zur Dachrinne rankte.

Zur Tür hoch führten eine dreistufige Steintreppe. Die Stufen selbst waren ziemlich hoch und sahen ausgetreten aus.

Die Holztür zeigte einen dunkelroten Anstrich, der die ursprüngliche grüne Farbe nicht ganz hatte überdecken können. Weinranken waren um die Türecke herumgewachsen und hielten mit ihren Blättern das schmale Klingelschild verdeckt.

Der Wind wehte mich von der Seite her an. Er brachte einen frischen Geruch mit.

Als die Glocke der Kirche plötzlich anfing zu läuten, schaute ich auf die Uhr.

Mittag - high noon!

Konnte es idyllischer sein?

Bei der Ankunft hatte ich vergeblich versucht, durch die kleinen Fenster zu schauen, deshalb klingelte ich. Als nach dem dritten Schellen noch immer nicht geöffnet worden war, wurde ich unruhig.

Okay, ich kannte Pierre Piccard zwar nicht gut und auch nicht lange, aber vom ersten Kontakt her hatte ich ihn doch als einen Menschen eingeschätzt, auf den man sich verlassen konnte. Daß er mich so sitzenließ, wollte mir nicht in den Kopf.

Oder hatten wir uns verpaßt?

Die Unruhe in mir verstärkte sich. Ich gehörte zwar nicht zu den Menschen, die nur aus Mißtrauen bestanden, doch meine Arbeit und alles, was damit zusammenhing, hatte mich schon mißtrauisch gemacht. Das Gefühl konnte ich auch in dieser wunderschönen Gegend nicht abschütteln.

Ich legte meine Hand auf die Klinke, auch mit der Vorausgabe, daß die Menschen in den kleinen Orten ihre Häuser und Wohnungen oftmals nicht abschlossen. Das waren sie von altersher gewohnt, und niemand dachte daran, dies zu ändern.

Auch hier war die Haustür offen.

Mit der Fußspitze drückte ich sie auf. Langsam schwang sie nach innen und gab den Blick in einen schmalen Flur mit dunklen Wänden frei. Daß in diesem Haus kaum jemand wohnte, war zu riechen.

Es war der typische Geruch ohne Leben, der zwischen den Wänden hing. Ich konnte ihn schlecht beschreiben, jedenfalls war er da, und es lag möglicherweise auch an der Kälte. Viele heizten ihre Häuser bereits, denn die Nächte waren empfindlich kühl.

Rechts lagen die Zimmer und auch die sehr niedrigen Türen. Ich mußte schon den Kopf einziehen, wenn ich über die Schwelle trat. Unter meinen Füßen knarrten die Dielenbretter. Das Holz war alt und weich. An einigen Stellen roch es auch nach Bohnerwachs.

Ich betrat den ersten Raum.

Es war die Küche.

Nicht modern eingerichtet, sondern so wie früher. Und das kam ja immer mehr in Mode. Der alte Herd wurde noch mit Kohle beheizt. Der Schrank bestand aus dunklem Holz, die Lampe unter der Decke besaß einen geschwungenen Schirm. Auf ihm lag eine dünne Fettschicht.

Keine Spur von Pierre Piccard. Das Haus atmete.

Es atmete eine ungewöhnliche, bedrückende Stille. Es kam mir vor, als würde sie aus den Wänden strömen, und ich hatte das Gefühl, von dieser Ruhe eingepackt zu sein.

Als ich den Flur wieder betreten hatte, ging ich vor bis zur Treppe und blieb dort stehen.

Schmale Stufen führten nach oben. Auf dem Flur der ersten Etage befand sich ein schmales Fenster, durch das Tageslicht sickerte. Sehr rasch schon wurde es von der Dämmerung geschluckt.

Ich blieb unten, drückte mich an der Treppe vorbei und sah die nächste Tür.

Sie stand spaltbreit offen.

Ich öffnete sie weiter. Ein dunkler Raum lag vor mir. Erst nach Sekunden sah ich die hohen, mit Büchern gefüllten Regale. Vor die beiden Fenster waren graue Gardinen gezogen worden, damit nicht zu viel Licht in den Raum fallen konnte.

Soviel ich sehen konnte, war der Raum menschenleer. Einen Schreibtisch entdeckte ich noch. Er bestand ebenfalls aus einem dunklen Holz, war sehr wuchtig und stand so, daß sich die Regale in seinem Rücken befanden.

Ich ging auf das Möbelstück zu.

Beladen war es mit aufgeschlagenen Büchern und zahlreichen Blättern. Ich ging links um den Schreibtisch herum, sah erst jetzt den Stuhl mit der hohen Lehne und wollte mir die Blätter und Bücher im Licht meiner kleinen Lampe anschauen, als ich stutzte.

An der anderen Seite des Schreibtisch ragte etwas hervor.

Zwei dunkle Gegenstände, die ich nicht genau erkennen konnte. Erst als ich noch einen Schritt nach vorn gegangen war, sah ich sie besser.

Es waren zwei hochkant gestellte Schuhe. Und darin steckten zwei Füße.

Sie gehörten dem Mann, der rücklings auf dem Boden lag und sich nicht mehr rührte.

Es war Pierre Piccard.

Er war tot!

***

Beinahe brutal hart stach das Licht meiner Bleistiftleuchte in das starre Gesicht mit den eingefallenen Wangen, den weit und erschreckt aufgerissenen Augen und dem starren Mund, der in dem blassen Gesicht wie eine eingeschnittene Höhle wirkte.

Ich schluckte mehrmals und fühlte mich verdammt schlecht. Ich selbst hätte diesen Mann vor dem Tod retten können, aber ich war einfach zu spät hier erschienen.

Jetzt ging nichts mehr.

Mein Mund war trocken geworden. Auf der Stirn lag der kalte Schweiß. Auf dem Rücken hatte sich die Gänsehaut ausgebreitet, und ich hatte das Gefühl, allmählich Fieber zu bekommen.

Piccard trug noch immer seinen grauen Anzug. Nur war die Krawatte

nicht mehr so korrekt gebunden. Er hatte den Knoten vom Hals weggezerrt und den obersten Hemdknopf abgerissen. Wahrscheinlich in einem Anfall von Todesangst, und er mußte zudem Schreckliches gesehen haben, wenn ich dem Ausdruck seines Gesichts Glauben schenken sollte.

Wer oder was war sein Mörder gewesen? Wer hatte ihn getötet?

Ich ließ den Strahl über seine Gestalt wandern, weil ich nach der Todesursache forschte. Auf irgendeine sichtbare Art und Weise mußte er ja ums Leben gekommen sein.

Ich sah nichts.

Keine Wunde, kein Einschußloch, auch nicht den Kanal eines Messerstichs. Weder auf der Brust noch auf dem Rücken, als ich die starre Leiche umgedreht hatte.

Sein Tod blieb ein Rätsel.

Ich drehte die Leiche wieder herum, weil ich mich auf das wächsernstarre Gesicht konzentrieren wollte. Es mußte doch herauszufinden sein, wie er ums Leben gekommen war.

In den Augen lag kein Leben mehr. Die Pupillen waren starre Halbkugeln ohne Glanz. Und seine Lippen hatten beinahe die Bleichheit des Gesichts angenommen.

Der Schrecken aber stand darin wie festgeschrieben.

Was hatte der Mann gesehen? Was war ihm in den letzten Sekunden seines Lebens begegnet?

Dem Ausdruck nach zu urteilen, mußte es etwas ungemein Schreckliches und Grausames gewesen sein. Etwas, das einen Menschen zu Tode erschrecken konnte.

Und darüber dachte ich nach.

Was konnte einen Mann wie Pierre Piccard so fertigmachen, daß er daran starb?

Ein Vorgang, ein Bild, etwas, das sein Leben brutal zerstörte. Etwas, das er sich nicht einmal in seinen kühnsten Träumen auszumalen gewagt hätte. Das alles stand in den starren Zügen.

Pierre Piccard war ein gläubiger Mensch gewesen. Er kannte den Unterschied zwischen Gut und Böse haargenau. Er wußte, wie die Welt nach einer gewissen Lehre geordnet war. Er glaubte an das Gute, er lehnte das Böse ab, aber genau dies mußte ihn erreicht und eben durch sein Erscheinen zu Tode erschreckt haben.

Eine andere Lösung kam für mich nicht in Betracht, wenn ich den Gesichtsausdruck richtig interpretierte.

Ich ließ meine Hand über die Haut gleiten. Sie war noch nicht richtig erkaltet, und ich dachte daran, daß ihn das Böse unter der Sonne getötet hatte.

Die Hölle war gekommen, der Teufel, vielleicht Dämonen oder die unheimliche Macht aus dem geheimnisvollen Haus. Hatte sie jetzt

ihren Ort verlassen, um das gesamte Dorf unter ihre Fuchtel zu bekommen? Möglich war das, ich traute der Hölle und ihren Dienern auch das Schlimmste überhaupt zu und bekam eine Gänsehaut, wenn ich daran dachte, daß es in diesem Haus Einzug gehalten hatte.

War es noch da?

Ich richtete mich wieder auf. Der Gedanke war mir sehr plötzlich gekommen und nicht von der Hand zu weisen.

Ich holte mein Kreuz hervor, weil ich einfach davon überzeugt war, daß es sich erwärmt hatte. Es war ein Indikator für Schwarze Magie, es zeigte mir an, wer das Böse war und wo es sich aufhielt.

Das Silberkreuz lag auf meinem Handteller. Es bildete einen Pol der Ruhe und des Vertrauens.

Aber es gab auch seine Wärme an meine Haut ab.

Also befand sich etwas in der Nähe.

Ich ging zwei Schritte von der Leiche weg und blieb neben dem wuchtigen Schreibtisch stehen.

So wartete ich ab.

Die Spannung in mir stieg, je mehr Sekunden verstrichen. Ich hatte das Gefühl, immer stärker unter Strom gesetzt zu werden.

Auf einmal geschah es.

Ich kannte den Grund nicht. Vielleicht hatte ich die andere Kraft auch gereizt, wer konnte das schon sagen, jedenfalls hielt sie sich hier unsichtbar auf, und ich hörte sie auch.

Ein tiefes, unheimliches und grausam klingendes Stöhnen drang an meine Ohren, immer lauter…

***

Ich rührte mich nicht von der Stelle, horchte aber genau hin und fand trotzdem nicht heraus, aus welch einer Richtung das Stöhnen auf mich zudrang.

Weder direkt von vorn, noch von hinten oder von den Seiten. Es strömte von überall her auf mich ein, wobei es die Decke nicht ausließ, denn auch von dort senkte es sich langsam nieder.

Es ergriff von mir Besitz.

Es wühlte sich in meinen Kopf hinein, es wütete dort, es kam nicht von dieser Welt, und es war einfach grausam und böse. Aber es zog sich auch zurück. Sehr schnell konnte ich wieder frei denken, denn mein Kreuz war in diesem Fall ein sehr guter Schutz. Es gelang der anderen Kraft nicht, diesen Wall zu überwinden.

Trotzdem blieb es.

Es drang aus den Wänden, der Decke und dem Fußboden. Tief und knurrend hörte es sich an. Es hätte mich nicht gewundert, wenn plötzlich Raubtierschnauzen in den Wänden erschienen wären, um mit ihren scharfen Gebissen nach mir zu schnappen.

Es marterte mich, denn es war beileibe kein Geräusch, das mich aufrichtete. Es hallte in meinem Kopf wider, es wurde trotzdem abgewehrt, und irgendwann hatte ich mich sogar daran gewöhnt.

Von nun an dachte ich anders. Ich wollte es bekämpfen und begann mit meiner Runde durch das Zimmer.

Um die Leiche ging ich herum, tastete mich an den Wänden vorbei, hielt dabei mein Kreuz vorgestreckt und glaubte sogar, einen Erfolg erzielt zu haben.

Immer dann, wenn sich das Kreuz der Wand näherte, hatte ich den Eindruck, das Stöhnen würde leiser werden.

Nach der ersten Runde war es noch immer vorhanden. In Türnähe blieb Ich stehen, schaute in das Zimmer und hörte es wieder an der Stelle, wo der Tote lag. Dann schabte ein Gegenstand über den Boden.

War ich mit der Leiche etwa nicht allein im Zimmer?

Ein Schatten wanderte über den Boden. Gleichzeitig reckte sich ein Arm in die Höhe, und etwas Bleiches umklammerte den Rand des Schreibtischs.

Eine Hand.

Das konnte nur die Hand eines Toten sein.

Sekunden später hatte ich Gewißheit. Mitten in das grunzende Stöhnen hinein erhob sich der tote Pierre Piccard als Zombie, als eine lebende Leiche…

***

Eine anderer Person wäre möglicherweise schreiend aus dem Zimmer gelaufen. Zu dieser Kategorie gehörte ich nicht. Ich blieb stehen und wirkte wie eine Säule.

Ich zog auch keine Waffe, weil ich wußte, daß dieser lebende Tote nicht grundlos aufstand. Da steckte etwas Bestimmtes dahinter, und das wollte ich herausfinden.

Pierre hatte sich noch nicht völlig in die Höhe stemmen können. Für einen Moment blieb er in einer gebückten Haltung stehen, stützte sich aber mit seiner flachen Leichenhand auf dem Schreibtisch ab.

Noch ein letzter Ruck, dann stand er. Und er blieb auch so stehen, stierte nach vorn, den Kopf leicht gesenkt, als sollten ihm jeden Augenblick die Augen aus den Höhlen fallen.

Nichts regte sich. Wir standen in einer beklemmenden Stille. Er nahm auch keine Notiz von mir, sondern ging mit einer zuckenden Bewegung einen Schritt vor, dann noch einen, blieb stehen, weil er nun genügend Platz hatte.

Dann fing er an zu tanzen.

Erst glaubte ich an eine Sinnestäuschung, denn einen tanzenden Zombie hatte ich noch nie gesehen.

Aber es war keine Täuschung, auch wenn sein Tanz sehr steif aussah

und seine Bewegungen linkisch wirkten, so konnte dies nichts anderes sein als eben ein Tanz.

Der Tanz des Untoten…

Er bewegte sich zunächst auf der Stelle. Mal hob er kurz das rechte Bein, um anschließend das linke Bein anzuheben.

Diesen Rhythmus behielt er zunächst bei, bis er eine neue Variante einsetzte.

Er drehte sich.

Mit den tapsigen Bewegungen eines jungen Bären geschah dies. Man konnte darüber denken, was man wollte, auf mich wirkte dies keinesfalls lustig.

Dieser Tanz kam mir makaber vor. Er war keine Erfindung der Menschen, sondern entstammte dem Grab oder der Hölle, und die wohl nur für den Zombie hörbare Melodie spielte der Teufel.

Ich hielt mich zurück. Eine Silberkugel hätte gereicht, aber ich wollte wissen, was dahintersteckte, und ich dachte auch an das Haus, in dem die Schreie aufgeklungen waren.

Hatte es nicht mal eine Tanzschule beherbergt?

Natürlich war das der Fall gewesen. Und wenn ich ihn mit dem Tanz der lebenden Leiche in Verbindung brachte, konnte es da durchaus einen Zusammenhang geben.

Dabei war es nicht einmal zum Lachen, wie der Zombie tanzte. Er bewegte sogar seinen Kopf im selben Takt, wie er mit den Füßen stampfte.

Er war erfüllt von einer höllischen Musik, bei der der Teufel den Taktstock führte.

Dann blieb er stehen.

Ein Bein vorgestreckt, den rechten Arm ebenfalls. Er bewegte die Finger, als wollte er jemand anfassen, der ganz in seiner Nähe stand. Diese Tanzhaltung hatte zwar etwas Steifes an sich, aber sie erinnerte mich ebenfalls an einen Tanz, den ich in meinen Jugendjahren einmal gelernt hatte.

Es war ein Tango!

Tango Fatal, dachte ich und zuckte zusammen, als sich der Zombie wieder bewegte und mich in meiner Ansicht bestätigte.

Ja, es war ein Tango!

Vor meinen Augen legte er diesen Tanz hin. Ein irres Schauspiel, eine verrückte Performance, vor allen Dingen deshalb, weil Piccard ohne Partnerin tanzte, aber so tat, als würde er sie in seinen Armen halten.

Er nutzte die Breite des Raumes aus, er schwang von einer Seite zur anderen, er drehte bei den Bewegungen auch ruckartig seinen Kopf, wie es sich beim Tango gehörte, und dann hörte er auf.

Mitten im Raum blieb er stehen.

Noch einmal hob er den Kopf, starrte gegen die Decke, als gäbe es

dort etwas Bestimmtes zu sehen.
Einen Augenblick später fiel er nach hinten. Ich lief auch nicht hin, um ihn abzustützen.
Er knallte rücklings und hart auf den Boden, den kein Teppich bedeckte. Und so blieb er liegen.
Regungslos, nicht einen bleichen Finger bewegte er. Ich strahlte ihn wieder an. Hätte er nicht jetzt an einer anderen Stelle gelegen als vorhin, so hätte ich meinen können, daß ich mir seinen Tanz nur eingebildet hatte. Ich ging auf ihn zu.
Tief atmete ich durch. Der Lampenstrahl glitt zitternd über seine Gestalt. Es hatte sich nichts bei ihm verändert, selbst der Mund stand noch weit offen.
Was sollte ich tun?
Die Beretta ziehen und ihn erschießen. Bei einem Zombie wäre das das Vernünftigste gewesen, aber dazu konnte ich mich diesmal nicht entschließen. Dieser Pierre Piccard war kein normaler Zombie, keine tumbe lebende Leiche, ihn schätzte ich anders ein. Er war für mich ein Diener des Bösen, mit dem eine bestimmte Kraft noch etwas vorhatte.
So und nicht anders mußte es sein, denn aus lauter Spaß tanzte der sicherlich nicht.
Ich wartete nicht mehr länger. Ich wollte endlich eine Lösung finden, die sich wahrscheinlich in diesem Haus versteckte. Gedankenverloren starrte ich auf mein Kreuz, das auf der flachen Hand lag.
Damit konnte ich ihn auch zerstören.
Oder war er nur besessen?
So etwas gab es. Daß der Satan sich seiner angenommen und ihn zu einem Diener gemacht hatte.
Wenn das stimmte, mußte ich ihm die Besessenheit durch mein Kreuz austreiben.
Ich war schon dabei, dies zu versuchen und drehte mich um, als es mich erwischte.
Die Finger, die sich um mein rechtes Fußgelenk drehten, waren zwar irgendwo geschmeidig, aber auch hart wie Stein.
Die Klammer hielt für einen Moment fest, dann zerrte mich die Klaue nach hinten.
Ich kippte dabei nach vorn und sah die Kante des Schreibtischs rasend schnell auf mich zukommen.
Wenn ich sie mit der Stirn voll erwischte, konnte ich einpacken.
Ich tat zwei Dinge.
Blitzartig drehte ich den Kopf zur Seite und brachte noch zwischen Stirn und Schreibtischkante meine Hand. Der Aufprall war trotzdem nicht aufzuhalten.
Aber er traf mich nicht so schlimm. Dafür erwischte es mich beim Abrutschen am Kinn. Und dieser Schlag war so hart, daß Sterne vor

meinen Augen aufblitzten.
Dann knallte ich zu Boden.
Den Aufschlag bekam ich auch noch mit, und ich hatte einfach den Eindruck, als wäre der Schacht bereits da, der mich hineinzerrte in die Tiefen der Bewußtlosigkeit.
Dagegen kämpfte ich an.
Es war verflucht schwer, ich dachte an den Zombie, der mich praktisch wehrlos gemacht hat und sich nun auf mich stürzen konnte, um mir den Rest zu geben.
Wäre es möglich gewesen, ich hätte bitterlich gelacht. Was ein Satan und mächtige Dämonen nicht geschafft hatten, sollte einem verfluchten Zombie oder Besessenen gelingen?
Wie ich es schaffte, konnte ich nicht sagen. Vielleicht war es das innere Hochpeitschen des Gefühls, das sich zu einem Rettungsanker verdichtete, jedenfalls gelang es mir, mich auf die Seite zu drehen und von dort aus auf den Rücken.
Ich schaute in die Höhe.
Über mir schwamm etwas.
Daß es eine Gestalt war, konnte ich nicht erkennen. Nur eine breite Masse, die sich von einer Seite auf die andere zu bewegte und so gut wie keine Konturen besaß.
Es ging mir immer noch zu schlecht, aber zwischen den Fingern der rechten Hand merkte ich den harten Widerstand.
Da hielt ich noch das Kreuz fest!
Beinahe schon paralysiert, schaffte ich es mit einer ungemein harten Anstrengung trotz allem noch, den Arm so weit in die Höhe zu strecken, daß der Untote ihn einfach wahrnehmen mußte.
Und damit auch das Kreuz!
Ich hörte ihn schreien.
Oder schrie ich?
Jedenfalls fiel der Körper nicht auf mich nieder. Die Masse verschwand auch aus meinem Blickfeld.
In den Ohren dröhnte es laut. Es war der Schall der Schritte, die als Trittechos vom Fußboden zurückgeworfen wurden und meine Ohren erreichten.
Die Gestalt floh.
Ich konnte ihr nicht folgen. Ich fühlte mich selbst wie ein Toter und lag ausgestreckt auf den Holzplanken. Ich hatte Mühe, mich überhaupt zurechtzufinden. Mein Atem ging schwer, der Mund war weit geöffnet. Ich röchelte und achtete darauf, ob meine Bewegungsfreiheit wieder zurückkehrte.
Noch nicht, denn in einigen Teilen meines Körpers steckte kein Funken Gefühl mehr.
Das würde zurückkehren, doch es dauerte seine Zeit. So hatte der

Zombie Gelegenheit, sich zu verdrücken und ein Versteck zu finden, wo ich ihn niemals fand.

Irgendwann war es soweit, daß ich mich auf die Seite drehen und auch meinen Arm ausstrecken konnte. Ein erster Erfolg, dem ein weiterer folgte. Schließlich konnte ich mich irgendwann von allein auf die Beine stemmen.

Ich stand, mußte mich aber setzen, und durch meinen Kopf wirbelten die Schmerzen.

Auf dem Schreibtisch fand ich Platz, stöhnte leise vor mich hin und ärgerte mich im nachhinein, daß diese verfluchte Bestie es geschafft hatte, mich außer Gefecht zu setzen.

Automatisch begegnete mein Blick dem Kreuz. Ich hielt es noch immer fest und wußte auch, daß es mich gerettet hatte.

Allmählich erinnerte ich mich wieder. Alles lief noch einmal vor meinem geistigen Auge ab, und ich dachte auch an den makabren Tanz, den die lebende Leiche aufgeführt hatte.

Das war nicht grundlos geschehen, da mußte ein Motiv dahintergesteckt haben.

Wieder dachte ich an die ehemalige Tanzschule. Sie und dieses Haus spielten in diesem verdammten Fall eine entscheidende Rolle.

Aber wieso, um Himmels willen, war ein Mensch wie Pierre Piccard in die Klauen des Bösen geraten? Das wollte mir einfach nicht in den Kopf, darüber konnte ich nichts sagen, damit kam ich einfach nicht zurecht. War die Hölle tatsächlich so stark?

Fragen konnte ich Piccard nicht. Er hatte sich zurückgezogen und würde so schnell auch nicht wieder erscheinen.

Wo konnte er sich verbergen? Im Ort selbst würde er auffallen, allein wegen seiner Haltung und seines Gangs. Eigentlich kam nur das alte Haus in Frage, in dem einmal eine Tanzschule gewesen war. Ob der gute Abbé Bloch das vorausgesehen hatte, daß sein Bekannter zum Werkzeug einer finsteren Macht degradiert werden könnte?

Ich glaubte nicht daran. Ich wollte auch nicht länger hier hockenbleiben. Ich mußte etwas tun, und ich würde mir das Haus noch genauer anschauen.

Nicht nur am Tag, auch in der Nacht…

***

Mit einiger Mühe hatte ich den Weg zurück bis zum Hotel gefunden. Daß ich noch ziemlich groggy war, spürte ich nicht nur selbst, man sah es mir auch an.

Der Wirt, er hieß übrigens Robert, hörte damit auf, seine drei Bänke zu putzen, als ich bei ihm erschien. Er bekam große Augen und schüttelte den Kopf.

»Was ist denn mit Ihnen los, Monsieur Sinclair?«

»Wieso? Was soll sein?«
»Sie sehen aus, als hätten Sie unserem Elsässer Wein zu sehr zugesprochen.«
Ich winkte ab. »Das war es wohl nicht.«
»Haben Sie Pierre Piccard denn angetroffen?«
Ich blinzelte gegen den Sonnenschein, hütete mich aber davor zu nicken. »Das habe ich allerdings.«
»Was sagte er denn?«
Ich hob die Schultern. »Das Gespräch war nicht sehr ergiebig, da er über die Geheimnisse des Hauses nicht informiert war.«
»So ergeht es hier allen. Wir können nur spekulieren, aber wir trauen uns nicht, hinter die Mauern zu schauen. Da haben wir alle Angst davor. Das wäre furchtbar.«
»Kann ich mir denken.«
»Und Sie, Monsieur Sinclair?« Er wedelte den Lappen aus. Eine zu nah sitzende Katze huschte schnell davon.
Ich lächelte ihn an. »Ich werde mich trotzdem darum kümmern. Aber zunächst möchte ich auf mein Zimmer, um mich frisch zu machen. Ich fühle mich nicht gerade wie Herkules.«
»Das sieht man.«
Bevor ich ging, kam ich noch einmal auf Piccard zu sprechen und erkundigte mich, ob er ihn gesehen hatte.
»Nein, Monsieur. Ich war in der letzten Zeit draußen, aber hier ist er nicht vorbeigekommen. Drinnen sitzen vier Arbeiter aus dem Nachbarort und essen Zwiebelkuchen. Ich könnte sie mal fragen.«
»Ach nein, lassen Sie das.« Den flachen Zimmerschlüssel holte ich aus der Tasche und ging nach oben. Es war auch jetzt nicht leicht für mich, die Stufen der steilen Treppe zu erklimmen. Mit der rechten Hand hielt ich mich am Geländer fest und atmete schnaufend wie eine alte Dampflokomotive.
Ich war froh, mein Zimmer heil zu erreichen, ließ mich auf das Bett mit der geblümten Decke sinken und verzog das Gesicht, weil wieder Stiche durch Kinn und Schädel zuckten.
Abermals stieg der Ärger in mir hoch. Was dieser Zombie fast erreicht hätte, war kaum zu fassen.
Ich lag für eine Weile auf dem Bett, schaute gegen die Decke und auch hin und wieder zum kleinen Fenster, mit den ebenfalls geblümten Vorhängen, die allerdings zur Seite geschoben waren und von zwei Kordeln gehalten wurden.
Es war ein nettes, kleines Zimmer, in dem sich der Gast wohl fühlen konnte. Auch deshalb, weil man auf dunkle Möbel verzichtet und deshalb helle genommen hatte.
Als ich von unten her die Stimmen der Arbeiter hörte und auch, wie ein Motor angelassen wurde, da richtete ich mich auf. Es war Zeit für

mich, etwas zu unternehmen.

Auch kleine Hotels kommen heutzutage nicht mehr ohne Duschen aus. Mein Zimmer besaß ebenfalls eine. Ich duschte mich heiß ab, auch wenn die Strahlen auf meinen Kopf hämmerten und die Schmerzen noch verstärkten. Natürlich kreisten meine Gedanken um den tanzenden Zombie oder den Besessenen. Ich dachte auch an das zuvor gehörte Stöhnen und ebenfalls an die Schreie innerhalb des Hauses. Auch wenn beide Orte voneinander entfernt lagen, konnte ich mir gut vorstellen, daß es zwischen ihnen einen Zusammenhang gab.

Den würde ich herausfinden, und zwar sehr bald, denn ich würde als nächstes dem Haus einen Besuch abstatten und es freiwillig zunächst nicht verlassen.

Ich trocknete mich ab, zog frische Wäsche und auch ein anderes Hemd an und ging zum Fenster.

Ein herrliches Herbstwetter breitete sich über den dunklen Bergkämmen der Vogesen aus. Unterhalb des Waldes lagen die Hänge, auf denen der berühmte Riesling wuchs. In der jetzt klaren Luft zogen Segelflieger ihre Runden. Es mußte ein irres Feeling sein, in einem der Flugzeuge zu hocken und sich die Welt von oben zu betrachten.

Ich öffnete das Fenster, ließ frische Luft in den Raum und beugte mich auch nach draußen.

Da sah ich den Wagen!

Feuerrot wie erstarrte Flammen. Ein japanischer Zweisitzer, ein Mazda, war neben meinem Leih-Renault abgestellt worden. Ich hatte mich in dem Clio ziemlich wohl gefühlt, aber gegen den feuerroten Flitzer kam der Clio nicht an. Sie waren auch zu unterschiedlich im Preis. Jedenfalls mußte der Fahrer oder die Fahrerin bei Robert eingekehrt sein. Ich rubbelte mir auch noch den letzten Rest Feuchtigkeit aus den Haaren, auch wenn sich die Schmerzen durch die heftigen Bewegungen dabei steigerten. Mit dem Kamm fuhr ich kurz hindurch und schaute mir im Spiegel noch einmal mein Kinn an.

Es hatte eine Schwellung bekommen. Sie schimmerte in einem leichten Grüngrau.

Ich verließ das Zimmer, ging durch den schmalen Flur und dann die Treppe hinab.

Am Ende wurde ich erwartet.

Robert, der Wirt, stand dort, und er sah aus, als wäre er gekommen, um mich aufzuhalten. Tatsächlich ging er kaum zur Seite, als ich die letzte Stufe erreichte. Durch ein kleines Fenster drang Licht, so daß wir in einem breiten Streifen standen.

Ich sah ihm an, daß ihm eine Neuigkeit auf den Nägeln brannte. »Was ist geschehen?«

Robert holte zweimal Luft. »Stellen Sie sich vor - nein, haben Sie zufällig aus dem Fenster geschaut?«

»Ja, das habe ich.«
»Dann ist Ihnen auch der rote Flitzer aufgefallen.«
»Der war nicht zu übersehen.«
»Gut, gut, er wird von einer Frau gefahren. Von einem Rasseweib, kann ich Ihnen sagen. Aber das ist es nicht, weshalb ich eigentlich mit Ihnen sprechen wollte.«
»Sondern?«
»Es geht mir um die Frau. Sie heißt Ramona Sanchez.«
»Das ist noch immer nicht schlimm.«
»Das sicherlich nicht.« Er tippte mir gegen die Brust. »Jetzt kommt der Hammer. Und halten Sie sich fest, Monsieur Sinclair. Diese Frau hat behauptet, das Haus gekauft zu haben, in dem die verdammten Schreie erklungen sind. Sie ist die neue Besitzerin…«

***

Das war in der Tat eine Überraschung, und ich wußte nicht, ob ich sie als gut oder schlecht einstufen sollte. Ich ließ ein paar Sekunden vergehen, ohne zu antworten. Robert dachte schon, daß es mir die Sprache verschlagen hatte, und er hakte noch einmal nach.
»Haben Sie gehört?«
»Das habe ich.«
»Was sagen Sie dazu?«
Ich runzelte die Stirn. »Was soll ich da antworten? Haben Sie den Kaufvertrag gesehen?«
»Nein, das nicht. Aber ich glaube ihr. Welchen Grund sollte sie gehabt haben, mich anzulügen?«
»Das stimmt allerdings.« Ich räusperte mich. »Sie kennen die Person nicht, oder?«
»Nein«, murmelte er und sah sehr nachdenklich dabei aus. »Aber ich bin über den Namen gestolpert. Die Tanzschule gehörte früher einem Argentinier oder einer argentinischen Familie. Und der Name Sanchez deutet wieder darauf hin.«
»So hießen die Besitzer zuvor nicht?«
»Nein.«
»Wie denn?«
Er hob die Schultern. »Himmel, das ist lange her. Ich habe den Namen vergessen.«
»Gut.« Ich lächelte ihm ins Gesicht. »Dann werde ich mir die Frau einmal anschauen.«
»Das habe ich mir gedacht.«
»Wer ist denn in der Gaststätte?«
»Meine Frau.«
»Und hat diese Ramona Sanchez sich irgendwie falsch oder auffällig benommen?«

»Das nicht. Sie ist eine schöne Frau. Sie hat sich in der Gaststätte umgeschaut und einige Fragen über den Ort hier gestellt. Ich habe ihr von Ihnen nichts gesagt.«

»Danke, das war gut.«

Er ging zur Seite. »Schauen Sie sich das Weib mal an. Sie haben sicherlich mehr Erfahrung als ich.«

Ich mußte lachen. »Wenn Sie wüßten.«

Er blieb zurück, während ich auf die normale Eingangstür der Gaststätte zuging. Ich hörte die Schritte einer Person und sah den neuen Gast, als ich die Tür öffnete.

Mein lieber Mann, da hatte der gute Robert nicht übertrieben. Die Kleine war wirklich ein Schuß.

Ich schluckte, ging einen Schritt weiter, und jetzt hatte sie mich gehört. Sie war im Begriff, zu gehen und stand schon ziemlich dicht am Ausgang.

Sie drehte sich um.

Unsere Blicke trafen sich. Wir sprachen kein Wort miteinander. Nur hatte ich auf der Stelle den Eindruck, daß wir nicht zusammen paßten. Wir standen auf zwei verschiedenen Seiten, bewegten uns in getrennten Lagern.

Ramona Sanchez wirkte, wie aus dem Modejournal entsprungen. Durch das dichte, rabenschwarze Haar zogen sich kupferrote Strähnen, und in derselben Farbe trug sie ein Stirnband. Ansonsten schwarze Leggins, einen dunkelroten, sehr langen Pullover, und über den Arm hatte sie eine ebenfalls schwarze Jacke gelegt, auf deren Schulterstücken silberne Knöpfe glänzten. Die dunkelroten Schuhe zeigten hohe Absätze und an den Hacken dunkle Schmetterlinge aus Leder.

Ich nickte ihr zu und lächelte.

Es sah so aus, als wollte sie etwas fragen, dann drehte sie sich abrupt herum und verließ die Gaststätte. Wenig später röhrte der Motor ihres Wagens auf.

»Das war vielleicht eine«, sagte eine Frauenstimme von der Theke her. Es war die Wirtin, eine vollschlanke Blondine mit grünlich schillernden Augen. »Ich… ich bin mit der nicht zurechtgekommen. Wenn die tatsächlich das Haus gekauft hat, dann fühle ich mich hier nicht mehr wohl.«

»Warum denn nicht?« fragte Robert, der soeben die Gaststätte betrat.

»Hör auf. Was die vorhat, sieht man doch.«

»Und was?«

»Das ist genau der Typ, der Haß und Zwietracht sät. Die kommt her und schlägt ein wie eine Bombe. Zuerst kauft sie das Haus, dann macht sie die Männer verrückt, und schließlich rennen alle in ihr Verderben. Das ist doch so - oder?« Sie schaute mich dabei an.

Ich hob nur die Schultern. »Ich weiß nicht, ob man das so dramatisch sehen kann, Madame.«

»Ich schon.«

»Meine Frau übertreibt immer ein wenig«, sagte Robert. »Das dürfen Sie nicht so ernst nehmen.«

»Hör du auf! Du hast sie doch angestarrt wie ein Weltwunder.«

»Ist das ein Wunder? So ein Weib kommt nicht alle Tage in unseren Ort. Was meinst du, wie sich das herumspricht.«

Bevor die beiden in einen Ehekrach verfielen, stellte ich eine andere Frage.

»Hat sie Ihnen denn gesagt, wo Sie wohnen will?« erkundigte ich mich.

»Nein.«

»Die wird in dem Haus wohnen«, sagte die Wirtin. »Und hoffentlich trifft sie da der Schlag!«

Ich mußte lächeln. Frauen untereinander können oft nicht gut miteinander umgehen. »Sie wird das Haus nicht grundlos erworben haben. Man müßte so schnell wie möglich nachforschen, ob dabei alles mit rechten Dingen zugegangen ist.«

»Das werden wir auch.«

Die Frau wies auf mich. »Aber Sie werden sich doch um die Person kümmern, nicht wahr?«

»Ich denke schon.«

Die Wirtin drehte sich zu ihrem Mann um. »Dann wirst du dich da raushalten.«

»Das hatte ich sowieso vor.«

»Gut«, sagte ich, »mich werden Sie dann wohl entschuldigen. Das Wetter ist einfach zu schön, um die Stunden im Haus zu verbringen.«

Robert mußte lachen, wollte mir noch einen Elsässer Geist einschenken, ich aber lehnte ab.

»Später vielleicht«, tröstete ich ihn.

»Falls es ein später noch gibt«, murmelte er, aber das bekam ich nicht mehr mit…

***

Vor mir wuchs die Schräge des Straßengrabens hoch, die an ihrem oberen Rand mit Gras und starrem Gestrüpp bewachsen war. Trotzdem gab es genügend Lücken für mich, um hindurchschauen zu können.

Das Ziel lag genau vor mir.

Es war das Haus, das einmal die Tanzschule beherbergt hatte. Jetzt stand es leer, war von vereinzelt stehenden Bäumen umgeben, die das erste Laub verloren. Wie ein dünner Teppich lag es auf dem Gras.

Die Mauern des Hauses sahen völlig normal aus. Nichts wies darauf

hin, daß sich dahinter und auch hinter den zugemauerten Fenstern etwas Böses verbergen könnte.

Ein Haus wie alle anderen auch, nur eben leer und verlassen. Zudem stand es auf einer sehr flachen Hügelkuppe, die wie ein Handteller aus dem Gelände ragte.

Ich wußte selbst nicht, worauf ich wartete. Mir war nur klar, daß ich im Ort falsch war. Das Haus war wichtig und neuerdings auch die Frau mit dem Namen Ramona Sanchez.

Ich mußte zugeben, daß sie schon einen bestimmten Eindruck auf mich hinterlassen hatte. Sie war sehr schön, aber ich stufte sie auch als gefährlich ein.

Ihren letzten Blick hatte ich nicht vergessen. Für mich war er eine Warnung, Lockung und auch eine Drohung zugleich gewesen. Ich war sicher, daß wir noch zusammentreffen würden. Möglicherweise innerhalb des Hauses, deren Besitzerin sie war. Nur wußte ich nicht, ob sie sich hinter die Mauern zurückgezogen hatte. Ihren Wagen jedenfalls sah ich nicht. Sie mußte ihn versteckt geparkt haben.

Ich hatte einen Umweg in Kauf genommen, um meinen jetzigen Standort zu erreichen. Mittlerweile wartete ich bereits eine Viertelstunde, ohne daß sich am Haus etwas getan hätte.

Außer Hasen und Eichhörnchen hatte ich nichts gesehen. Allmählich ging ich davon aus, daß man mich auch nicht sehen konnte, wenn ich mein Versteck verließ.

Zunächst blieb ich in Deckung.

Ein Wagen fuhr nicht weit entfernt vorbei. Es war ein alter R4, total verrostet und mit Gerümpel vollgestopft. Er rollte schwankend über die Straße.

Ich wartete so lange, bis er nicht mehr zu sehen war. Dann erst löste ich mich aus meinem Versteck und lief auf direktem Weg meinem Ziel entgegen, wobei ich allerdings darauf achtete, immer hinter den Baumstämmen zu bleiben.

Ich nutzte sie als Deckung. Das Laub raschelte unter meinen Füßen. Unter tiefwachsenden Zweigen duckte ich mich hinweg. Ich roch die frische Luft, die sich wunderbar erwärmt hatte. Das war wirklich ein Herbsttag zum Genießen.

Den Weg ins Haus kannte ich. Wenn alles an Öffnungen auch zugenagelt worden war, hatte man auf die Eingangstür verzichtet. Ich hoffe nur, daß sie nicht verschlossen war.

Vor ihr blieb ich stehen. Sie bildete die Rückseite einer breiten Nische. Ich konnte den Stein rechts und links riechen. Auf ihm lag eine Schicht aus Moos und Pflanzenresten. Ein alter Duft strömte mir in die Nase.

Feuchtigkeit bildete dunkle Flecken auf dem Nischenboden. Sogar die Klinke war noch nicht getrocknet.

Ich drückte die Klinke nach unten und hörte wieder das schauerliche Geräusch.

Für einen Moment dachte ich an Pierre Piccard, den Zombie oder Besessenen. Gab es ein besseres Versteck für ihn als dieses alte Haus? Wohl kaum. Deshalb rechnete ich auch damit, daß er mir irgendwann über den Weg lief. Er selbst war eine Person, die hinter diese Hausmauern paßte.

Die Kerzen brannten nicht mehr. Ansonsten hatte sich nichts verändert. Noch immer stand der Stuhl im breiten Gang, auf dem Lacre gesessen hatte. Von ihm hatte ich auch nichts mehr gesehen, und ich rechnete mit dem Schlimmsten.

Dieses Haus besaß eine ungewöhnliche Inneneinteilung. Die Räume lagen allesamt an einer Seite.

Davon gab es nicht sehr viele, weil Zwischenwände durchbrochen worden waren. So hätten Säle geschaffen werden können, denn in einer Tanzschule mußte einfach viel Platz sein.

Nicht in dem Zimmer, aus dem die Schreie geklungen waren. Es war praktisch normal groß, und diesem Raum galt auch weiterhin mein Interesse.

Hinter mir fiel leise klagend die Tür wieder zu. Der helle Ausschnitt verkleinerte sich zusehends, dann war er nicht mehr zu sehen. Ein dumpfer Schlag noch - aus…

Ich stand im Finstern.

Diesmal kam es mir sogar gelegen, denn ich wollte mich innerlich öffnen, um etwas von der Atmosphäre dieses Hauses aufnehmen zu können. Für mich stand längst fest, daß die Mauern etwas Böses verbargen. In ihnen steckte ein unseliger Geist, etwas, das nicht hierher gehörte und aus einer anderen Welt kam.

Ich hatte mein Kreuz in die Tasche gesteckt und ließ die Finger über das Metall gleiten. Es hatte sich nicht erwärmt. Normal kühl lag es unter der Haut.

War das Böse verschwunden?

Daran konnte ich nicht glauben. Es hatte sich meiner Ansicht nach zurückgezogen und war bestimmt ebenso in eine Lauerstellung gegangen wie ich auch.

Dunkelheit und Stille umgaben mich wie ein Tuch. Nur wenn ich mich bewegte und meine Kleidung raschelte, wurde sie unterbrochen.

Ich dachte wieder an die Kerze. Nicht weit von ihr entfernt befand sich die Tür zu dem Zimmer, in dem die Schreie aufgeklungen waren.

Zwar war ich nicht sicher, daß sich jemand in meiner Nähe aufhielt, dennoch riskierte ich es, die kleine lichtstarke Lampe einzuschalten. Der helle Strahl fiel gegen den Stuhl und erfaßte auch die niedergebrannte Kerze.

An der Zimmertür blieb ich stehen.

Kein Schrei drang aus dem Raum. Die Stille kam mir ebenfalls ungewöhnlich vor, da ich anderes gewohnt war.

Ich legte sogar das Ohr an das Holz.

Es war nichts zu hören.

Ich mußte hinein. Es war ein Drang, der mich antrieb, denn ich hatte einfach das Gefühl, daß sich dort einiges tat. Dieses Zimmer kam mir wie ein Zentrum vor.

Verschlossen war es nicht. Dann stand ich im Raum.

Dunkelheit füllte ihn. Ich mußte die Lampe einschalten, um etwas sehen zu können.

In der rechten Hand hielt ich sie, drückte jedoch den Arm vom Körper weg, so daß ich schräg in den Raum hineinzielen konnte.

Er war leer.

Das Bild hing nach wie vor an der Wand. Ich sah auch den Tisch und den Stuhl. Der Blumenstrauß auf der Platte kam mir dabei lächerlich vor. Parkett bedeckte den Boden. Es war glatt und geeignet, um tanzen zu können.

Ich zog die Tür hinter mir zu und lauschte dem Geräusch nach, mit dem sie ins Schloß fiel.

Ungefähr in der Mitte des Raumes blieb ich stehen. Die eingeschaltete Lampe noch in der Rechten haltend.

Es sah alles so schrecklich normal aus. Es gab nichts, was sich da geändert hätte, und trotzdem hatte ich den Eindruck, daß etwas anders geworden war.

Es gab keinen sichtbaren Grund, es lag einfach an meinem Gefühl, auf das allerdings konnte ich mich verlassen.

Hier war etwas.

Nur sah ich es nicht.

Ich blieb auch nicht an einer bestimmten Stelle stehen, sondern nahm die Wanderung auf wie schon einmal. Nur diesmal versehen mit einem anderen Gefühl, denn ich hatte den Eindruck, die Gefahr diesmal hautnah miterleben zu können.

Es war in meiner Nähe, es wartete, es war nur eben nicht sichtbar. Aber es steckte in den Mauern.

Ein lautloses Gehen war nicht möglich. Jeder Schritt hinterließ Geräusche. Da knarrte ein Brett, eine Diele, da hörte es sich an, als würde ein Monster atmen.

Und es war noch ein anderes Geräusch vorhanden.

Ein leises Klatschen…

Nicht so, als würde jemand im Dunkeln lauern und in die Hände klatschen, nein, viel anders.

»Klatsch… klatsch…«

Fast wie Tropfen, die irgendwo aufprallten.

Ich bekam eine leichte Gänsehaut. Was da passierte, gefiel mir

überhaupt nicht. Ich konzentrierte mich auf das Klatschen, weil ich eben herausfinden wollte, aus welcher Richtung es drang.

Rechts von mir.

Ich bewegte mich dorthin. Gleichzeitig schwenkte ich die Lampe. Der Strahl war in die Tiefe gerichtet, er glitt lautlos und gespensterbleich über den Boden - und erreichte sein Ziel.

Bevor ich es richtig erkennen konnte, erwischte mich ebenfalls ein Tropfen. Es klatschte genau in meinen Nacken, in die Lücke zwischen Haaransatz und Kragen.

Dort blieb er für einen Moment kleben, dann rann er am Rücken entlang und folgte der Erdanziehung.

Ich ging zur Seite. Ein zweiter Tropfen traf mich nicht mehr. Dabei hatte ich den Eindruck, Akteur eines Schauspiels zu sein, in dem sich die Mitglieder nur zeitlupenhaft bewegten.

Das Zimmer schien sich verkleinert zu haben, alles war eingefroren, und ich richtete den Strahl auf eine bestimmte Stelle neben mir.

Dort lag eine Lache.

Dickflüssig und rot.

So hell wie Blut.

Es war auch Blut, und es bekam immer mehr Nachschub, und zwar tropfenweise von oben.

Ich ahnte gar nichts, trotzdem wußte ich, daß ich etwas Schreckliches entdecken würde, wenn ich gegen einen bestimmten Punkt an der Decke leuchtete.

Der Strahl traf sofort.

Meine Ahnung wurde zur Gewißheit. Es war schlimm, fürchterlich und einfach grauenhaft.

Mit ausgebreiteten Beinen und Armen hing unter der Decke der Körper eines Mannes, als hätte man ihn dort festgeklebt. Der Mann rührte sich nicht, nur aus der breiten Wunde unter dem Kinn tropfte das Blut und sammelte sich auf dem Boden.

Ich kannte den Toten.

Es war Gaston Lacre!

***

Durch meinen Job war ich es gewohnt, das Grauen und den Schrecken rasch zu überwinden. Das ist nicht immer gut, ich kam dann nicht dazu, all das Furchtbare zu verarbeiten.

Auch hier erging es mir so.

Aber es kam etwas anderes hinzu. Ich hätte Gaston Lacre nicht aus den Augen lassen sollen. Jetzt war es zu spät. Das Haus, das Böse hatte eiskalt zugeschlagen.

Oder die Frau?

Von meiner Stelle aus konnte ich nicht erkennen, wie lange der Mann

schon tot war. Sicherlich nicht vor dem Eintreffen der Ramona Sanchez, davon ging ich einfach aus.

Sie war gekommen, sie wollte abrechnen, sie verfolgte ihre finsteren Pläne.

Ich konnte nicht vermeiden, daß der Lichtkegel auch das Gesicht des Mannes erwischte. Es zu beschreiben, war einfach zu grauenhaft. Jedenfalls mußte er gelitten haben, bevor man ihn ermordete.

Aber wie war er an die Decke gekommen, und warum hing er dort?

Da gab es nur eine Lösung. Die Kräfte des Hauses, die nicht von dieser Welt stammten, waren dafür verantwortlich. Sie wurden von der Schwarzen Magie geleitet oder waren einfach Magie.

Sie steckten ja überall, in den Wänden, den Böden und natürlich auch in den Decken, sonst wäre es wohl nicht möglich gewesen, den Toten in dieser Lage zu halten.

Auf meinem Rücken lag ein kalter Schauer. Ich drückte die Hände gegen meine Augen. Für einen verdammt langen Moment wünschte ich mir, nicht hier im Zimmer zu stehen, sondern woanders zu sitzen. Auf einem Berg, direkt am Waldrand, mit Blick auf das Rheintal.

Doch, da blieb der Wunsch der Vater des Gedankens.

Ich rutschte wieder zurück in die Realität und überlegte, wie ich den Toten von seinem unwürdigen Standort herunterholen konnte. Sollte die Magie ihn dort halten, brauchte ich eine Gegenkraft. Es konnte gelingen, wenn ich mein Kreuz hochschleuderte.

Dazu kam es nicht mehr, denn ich wurde abgelenkt, durch ein bestimmtes Geräusch, das sich immer wiederholte.

Es waren Schritte!

Nicht im Raum, nicht hinter oder in den Wänden, dafür draußen auf dem Gang klangen sie auf.

Ich drehte mich um und leuchtete gegen die Tür. Es war normal, daß die Person, wer immer sie auch war, den Raum durch die Tür betreten würde. Allerdings - was war in diesem verdammten Haus schon normal? Was zählte hier eigentlich?

Die Schritte nahmen an Lautstärke zu. Sie näherten sich der Zimmertür und verstummten davor.

Jetzt war mir klar, daß mir der Besuch galt. Möglicherweise auch der Leiche.

Ich konzentrierte mich auf die Klinke. Nein, sie bewegte sich nicht, denn die Zimmertür war nicht ins Schloß gefallen. Langsam, wie ein Vorhang, gegen den der Wind bläst, schwang sie nach innen und gab mir den Platz, den ich brauchte, um dagegen zu leuchten.

Ich sah eine Gestalt.

Noch versteckt in der Dunkelheit. Eine Sekunde später aber wußte ich, wer die Person war.

Ramona Sanchez!

***

In Momenten wie diesen ist der Geist geschärft. Mir erging es nicht anders. Ich nahm selbst Kleinigkeiten am Rande auf, auf die ich sonst nicht geachtet hätte.

Die Frau hatte sich umgezogen. Sie trug jetzt ein blaues Kleid, dessen dünner Stoff - wahrscheinlich Seide - sich schon provozierend eng um ihren Körper schmiegte. Er zeichnete alles nach, den Schwung der Hüften, den kräftigen Busen, die Schenkel.

Der Saum des Kleides endete über dem Knie. Sehr lange Beine, perfekt gebräunt, schwarze Lackschuhe, die glänzten und die Beine noch mehr zu strecken schienen.

Hinzu kam das ebenfalls schwarze Haar. Ramona Sanchez hatte es glatt nach hinten gekämmt und im Nacken zu einem dicken Knoten zusammengeschlungen. In der Mitte des Kopfes bildete das Haar einen Scheitel.

Ich sagte nichts, ließ sie sprechen.

Zuvor aber lächelte sie. Das wiederum lockerte die Strenge in ihrem Gesicht. »Überrascht, Monsieur Sinclair?«

»Nein, Madame Sanchez.«

Ihr Lächeln blieb. »Sie kennen meinen Namen?«

»Sie den meinen doch auch.«

»Das ist richtig.« Eine weitere Erklärung gab sie nicht. Dafür setzte sie sich in Bewegung und überschritt die Schwelle. Ihre Bewegungen waren hinreißend. Diese Frau mußte eine Tänzerin sein, denn nur Menschen mit einer derartigen Ausbildung konnten sich so locker und gleichzeitig sicher bewegen.

Sie hob den linken Arm und strich über das glatte Haar, als wollte sie es liebkosen. Dann blieb sie stehen und schaute sich im Zimmer um, ohne sich dabei um die Leuchte zu kümmern, mit der ich sie noch immer anstrahlte. Sie machte ihr nichts aus.

Mit langsamen und hörbaren Schritten fing sie an, das Zimmer zu durchwandern. Sie schaute dabei zu Boden, kümmerte sich überhaupt nicht um mich und auch nicht um die unter der Decke hängende Leiche, als wäre dies das normalste der Welt.

Sie schien in Gedanken versunken zu sein und hatte den rechten Zeigefinger gegen die Unterlippe gelegt. Manchmal bewegte sie die Augen, allerdings nicht, um mich anzuschauen.

Hin und wieder verließ sie den Lichtschein und wurde zu einem Schatten in der Dunkelheit. Sorgsam umschritt sie die Blutlache, bis sie dann stehenblieb.

Allerdings so, daß wir uns anschauen konnten. Ihr Finger sank nach unten, sie wollte den Mund frei haben, um reden zu können. »Nun, Mr. Sinclair, ich frage mich, was Sie hier zu suchen haben.«

»Die Frage gebe ich gern zurück.«

»Von mir bekommen Sie eine Antwort. Ich, Monsieur Sinclair habe das Haus gekauft.« Daß sie keine Französin war, merkte ich an ihrer Aussprache. Sie klang längst nicht so weich.

»Ach ja, ich vergaß es…«

»Dann wissen Sie Bescheid und sind einfach eingedrungen. Ist das nicht Hausfriedensbruch?« Sie legte den Kopf schief, schaute mich lauernd dabei an.

»In diesem Fall nicht. Wenn Sie nach oben schauen, werden Sie den Grund sehen.«

Ramona nickte einige Male. Dann schnickte sie mit den Fingern. »Ja, der Tote an der Decke. Ich frage mich allerdings, was er dort zu suchen hat, Monsieur Sinclair.«

»Ich weiß es nicht. Sie sind doch die Besitzerin des Hauses. Ich kann mir schon vorstellen, daß ich mich an Sie wenden muß, um eine Antwort zu erhalten.«

Sie hob die Augenbrauen. Die Bewegung wirkte wie einstudiert. »Halten Sie mich für eine Mörderin?«

»Das haben Sie gesagt. Jedenfalls habe ich den Eindruck, daß in diesem Haus einiges nicht stimmt.«

»Wegen der zugemauerten Fenster?«

»Meinetwegen auch deshalb. Aber das ist sicherlich nicht der Grund, und das wissen Sie selbst.«

»Ja, natürlich, das müßte ich wissen.« Sie schaute mich direkt an. In ihren dunklen Augen lag ein gewisser Glanz, mit dem ich nicht zurechtkam. War es Spott, oder sollte er eine Eiszeit zwischen ihr und mir andeuten?

»Wissen Sie es denn?«

Ramona Sanchez hob die Schultern. »Monsieur Sinclair, nichts gegen Sie persönlich, aber meinen Sie nicht, daß Sie zu viele Fragen stellen und sich nach Dingen erkundigen, die Sie nichts angehen?«

»Ich bin da anderer Ansicht.«

»Ach ja?«

»Dieses Haus ist eine Insel. Sie gehört nicht hierher. Zudem birgt es ein Geheimnis…«

Sie ließ mich nicht ausreden. »Da haben Sie völlig recht. Es birgt ein Geheimnis.«

»Ein tödliches!« forderte ich sie heraus.

Ramona Sanchez machte den Eindruck, als wollte sie sich um eine direkte Antwort herumwinden.

»So hundertprozentig kann ich Ihnen da beim besten Willen nicht zustimmen. Dieses Geheimnis kann tödlich werden, das gebe ich zu. Allerdings nicht für Menschen, die das Haus mag. Nur für diejenigen, die es abstößt.«

»Wie Gaston Lacre, nicht wahr?«

»Sie meinen den Toten unter der Decke.«
»So ist es.«
Gleichgültig hob die Frau die Schultern. »Ich frage mich nur, Monsieur Sinclair, was Sie hier zu suchen haben, wo Sie doch erkannt haben, wie gefährlich das Haus ist.«
»Vielleicht hat man mich gerufen.«
»Ach ja! Wozu denn? Und wer hat Sie gerufen?«
»Das will ich Ihnen sagen. Ich bin von einem Freund informiert worden, daß mit diesem Haus, das vor einiger Zeit eine Tanzschule beherbergte, etwas nicht stimmt.«
»Was denn?«
»Soweit bin ich noch nicht.«
Sie hob den Kopf mit einer wilden Bewegung. »Halten wir mal fest, Monsieur Sinclair. Das mit der Tanzschule stimmt. Es gab hier tatsächlich eine. Sie gehörte einem argentinischen Ehepaar, das aus bestimmten Gründen aus seinem Heimatland fliehen mußte.«
»Und Sie heißen Sanchez. Sind Sie zufällig auch Argentinierin?«
Ramona lächelte. »Es war nicht schwer, dies zu erraten. Ja, ich stamme ebenfalls aus diesem Land.«
»Dann hießen die Vorbesitzer möglicherweise auch Sanchez?« Ich bewegte mich in Kreisen auf mein eigentliches Ziel zu.
»Es waren meine Eltern.«
»Sehr schön, Madame.«
»Womit die Besitzfrage des Hauses geklärt wäre, Monsieur Sinclair. Da können Sie mir keinen Stein in den Weg legen. Dieses Haus gehört mir. Ich habe es praktisch geerbt und trotzdem noch für einen symbolischen Preis gekauft.«
»Wollten Ihre Eltern nicht mehr hierher zurück?«
»Sie konnten nicht. Sie sind tot. Ja, sie leben nicht mehr, aber…«, sie ließ den Satz in einem Lächeln ausklingen. »Lassen wir das zunächst noch.«
»Und was haben Sie mit dem Haus vor?«
Ramona Sanchez hob die Schultern und schaute gegen die Decke, dann an die Wände. So als wäre sie ein Handwerker, der nachschaute, um herauszufinden, wie teuer wohl eine Renovierung werden würde. »Ich könnte es umbauen, moderner gestalten und wieder eine Tangoschule eröffnen.«
»Und Sie glauben, daß sich dies in dieser Gegend auch lohnen würde?«
»Ja, wenn etwas gut ist, spricht es sich herum. Da nehmen die Leute auch weite Anfahrtswege in Kauf.«
»Damit es ihnen so ergeht wie Monsieur Lacre?«
»Reden Sie doch keinen Unsinn!«
»Es ist kein Unsinn. In diesem Haus lauert das Grauen, es birgt ein

furchtbares Geheimnis. In seinen Mauern hausen schreckliche Kräfte, das weiß ich. Man will töten, es will töten, es will die Menschen fressen und verschlingen. So und nicht anders sehe ich dieses verdammte Haus, das nun Ihnen gehört.«

»Da wissen Sie mehr als ich.«

»Sie lügen.«

»Beweisen Sie mir das Gegenteil. Ich habe eine Verpflichtung übernommen, verstehen Sie?«

»Ja, das habe ich schon verstanden. Ich möchte noch einmal auf Ihre Eltern zurückkommen. Wie sind sie ums Leben gekommen. Einfach so gestorben, ruhig eingeschlafen oder nach einer langen Krankheit…«

»Nein!« Ihre Stimme klirrte plötzlich.

»Durch Gewalt?«

»Richtig, Sinclair!«

»Also das Haus. Wie bei Gaston Lacre.«

»Wieder ein Irrtum, Mann. Nichts war so wie bei ihm. Man hat meine Eltern umgebracht.«

Diesmal nahm ich ihr den Satz ab. Sie hatte nicht gelogen. Oder sie hätte sich schon wahnsinnig gut verstellen müssen. Ich sah auch, daß sich ihr Körper versteift hatte. Die Erinnerung an den Tod ihrer Eltern wühlte sie auf.

»Wer war es?«

Hart trat Ramona Sanchez mit dem rechten Fuß auf. Diese Bewegung war wie ein Startsignal. »Es waren völlig harmlose, nette Menschen von nebenan. Welche aus der Gegend, denen meine Eltern ein Dorn im Auge war. Sie waren einfach zu fremd, verstehen Sie? Das aufgeklärte Europa erstickt in seinem Fremdenhaß. Und das haben meine Eltern zu spüren bekommen. Eines Nachts wurde das Haus gestürmt. Da brachte man sie dann um. Eiskalt und ohne Erbarmen.«

Ich schwieg, denn mit einem derartigen Geständnis hatte ich nicht gerechnet. Davon hatten mir auch die Wirtsleute nichts gesagt und ebenfalls Lacre nicht. Wahrscheinlich fühlten sich alle schuldig und wollten dies so schnell wie möglich vergessen.

Auch wenn dies geschehen war, dann war es nicht der Grund für eine Rachetour, und ich wußte nicht, ob nicht noch etwas anderes dahintersteckte als eben nur Fremdenhaß.

»Sie glauben mir nicht?«

»Ja, ich glaube Ihnen, aber war das Motiv für diese Tat tatsächlich nur der Fremdenhaß?«

»Wieso?« Diesmal konnte sie das Lauern in der Stimme nicht unterdrücken. Ich schien einen wunden Punkt getroffen zu haben.

»Hören Sie, Ramona, es gibt zwar keinen Grund für einen Mord, ebensowenig wie es Gründe für Kriege meiner Ansicht nach gibt, aber ich könnte mir vorstellen, daß hinter der Tat noch etwas mehr steckte

als nur blinder Fremdenhaß. Ich kenne einige Bewohner des Dorfes. Ich kann mir schlecht vorstellen, daß sie alle plötzlich losgezogen sind, um Ihre Eltern zu töten.«

»Was wissen Sie schon?«

»Leider nicht die Wahrheit. Ich erzählte Ihnen eben meine Vorstellungen, Ramona.«

»Sie sind falsch.«

»Das glaube ich nicht. Kann es nicht sein, daß die Menschen ein Motiv hatten, als sie zu dieser schrecklichen Tat schritten? Daß Ihre Eltern - sagen wir mal so - nicht ganz unschuldig an dem Dilemma waren?«

»Nur weil sie aus Argentinien stammten?« keuchte die Frau mir entgegen. »Was erlauben Sie sich eigentlich, Sinclair? Das ist eine Unverschämtheit, das ist eine…«, sie fluchte. »Ich finde da keinen Ausdruck dafür. So etwas habe ich noch nie gehört.«

»Und ich irre mich da?«

»Sicher.«

»Nein, Madame Sanchez. Ich glaube nicht an einen Irrtum. War dieses Haus schon immer so schlimm? Oder ist es erst nach dem Tod Ihrer Eltern so schlimm geworden?«

»Es ist normal.«

Ich deutete auf den Toten. »Wenn Sie das als normal ansehen, kann ich nicht einmal lachen.«

»Denken Sie, was Sie wollen, Sinclair. Meine Eltern haben hier eine Tanzschule eröffnet. Man hat sie aber nicht in Frieden gelassen, begreifen Sie das endlich!«

»Was ist mit den Schreien, die man aus dem Haus hörte, obwohl hier niemand wohnte. Nicht nur die Dorfbewohner haben die Schreie gehört, auch ich vernahm sie. Schreie aus einem Haus, in dem sich kein Mensch aufhält, das schon seit einiger Zeit leer steht, dessen Fenster zugenagelt wurden. Da komme ich nicht mit. Da stimmt etwas nicht, und ich bin hergekommen, um das Rätsel zu lösen. Ich werde ihm auf die Spur kommen, darauf können Sie sich verlassen.«

Ramona Sanchez starrte mich an. »So - meinen Sie das?«

»Ja, das meine ich.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück dabei. Außerdem reden Sie wie ein Polizist.«

Diesmal lächelte ich. »Vielleicht bin ich sogar einer. Ja, es ist durchaus möglich, daß Sie einen Polizisten vor sich haben. Das würde Sie stören, nicht wahr?«

»Es ist mir egal.«

Ich deutete gegen die Decke. »Dort ist ein Toter. Ich weiß nicht, welche Kraft ihn getötet und dort hingebracht hat. Aber ich kann mir vorstellen, daß es eine Macht ist, die hier im Haus lebt, die auch mit

dem Tod Ihrer Eltern in einem unmittelbaren Zusammenhang steht.«

»Ach ja? Wie kommen Sie denn darauf?«

»Was ich Ihnen jetzt sage, sind Vermutungen, obwohl ich davon überzeugt bin, daß sie der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Ihre Eltern müssen irgend etwas getan haben, was nicht in den normalen Kreislauf des Lebens hineinpaßt. Sie könnten versucht haben, sich mit Kräften zu beschäftigen, von denen man die Finger lassen sollte.«

»Welche meinen Sie denn?«

»Unheilige und unheimliche Kräfte, wenn Sie verstehen.«

»Nein, ich verstehe nicht.«

»Dann ist es Ihr Pech. Ich jedenfalls werde mich von niemandem von meiner Arbeit abbringen lassen. Was getan werden muß, das weiß ich. Der Tote kann nicht mehr hängenbleiben und…«

»Bitte. Monsieur Sinclair, bitte…«

Ich stoppte meinen Redefluß, weil mich der Klang ihrer Stimme völlig überraschte. Sie redete nicht mehr kalt und grausam, sie war plötzlich ganz anders, weich, verschüchtert. Ich schien mit meiner Theorie der Wahrheit nahe gekommen zu sein.

»Was wollen Sie?«

Ramona Sanchez schüttelte sich, als wäre ein Kälteschauer über ihren Rücken gelaufen. »Vielleicht haben Sie ja recht. Möglicherweise stimmt einiges nicht in diesem Haus. Ich jedenfalls habe es gekauft, mit all seinen Vor- und Nachteilen.«

»Und zur Begrüßung oder Einweihung wurde jemand ermordet. Das kann ich nicht akzeptieren.«

»Vergessen Sie ihn für einen Moment, denn ich möchte auf ein anderes Thema kommen.«

»Bitte.«

Ramona überlegte, dabei ging sie im Kreis, suchte nach den Worten und holte tief Luft. »Sie wissen genau, Monsieur Sinclair, daß dieses Haus einmal eine Tanzschule beherbergte. Meine Eltern lehrten den Tango, sie waren toll, sie gehörten mit zu den besten. Ich habe vieles von ihnen gelernt. Ich bin fast perfekt, und ich habe von ihnen erfahren, daß gerade der Tango eine wichtige Rolle spielt. Es ist einfach dieser Tanz, der so gut gefiel, wenn Sie verstehen.«

»Da bin ich überfragt.«

»Sie haben sich noch nie über diesen Tanz Gedanken gemacht? Darüber, was er ausdrücken kann?«

»Nicht einmal über Lambada.«

Wütend winkte sie ab. »Vergessen Sie ihn. Was ist er schon gegen den Tango, gegen die Weltanschauung meines Kontinents. Er ist nicht nur der Walzer Südamerikas, er ist mehr. Der Tango ist eine Weltanschauung, er ist reines Gefühl, gepaart mit Technik. In ihm verbergen sich wahnsinnige Leidenschaften, er transportiert das Innere

nach außen, er ist Fluchtburg und Aggression zugleich. Diktatoren haben ihn mal verbieten wollen, aber in den Slums der Altstädte lebte er immer wieder auf, um die geknechteten Menschen mit seinen Armen zu umfangen, um ihnen das Vergessen zu geben, das ihnen zusteht. Im Tango verschwammen ihre Probleme, da vergaßen sie die Unterdrückung und das so verbreitete verfluchte Elend. Deshalb ist er mehr, und darum wollten ihn meine Eltern hinaus in die Welt bringen. Sie wollten ihn überall populär machen.«

»Und daran sind sie gestorben, nicht wahr?«

»Nicht nur deswegen. Es ging vielmehr um die verfluchten Menschen hier.«

»Das ist Ihre Version.«

Sie kam auf mich zu. »Und deshalb, Monsieur Sinclair, möchte ich Sie um etwas bitten.«

»Um was?«

Sie streckte mir eine Hand entgegen. »Tanzen Sie mit mir einen Tango. Tanzen Sie ihn jetzt, und tanzen Sie ihn hier!«

***

Ich sagte zunächst nichts. Mit allem hatte ich gerechnet, damit allerdings nicht. Makabrer konnte es gar nicht kommen. Über mir, an der Decke, hing eine Leiche, und ich wurde von einer schönen Frau aufgefordert, mit ihr einen Tango zu tanzen.

Tango Fatal, Tanz in den Tod - auch derartige Gedanken schossen mir durch den Kopf. Ich schüttelte den Kopf. »Sind Sie eigentlich verrückt, Ramona? Wissen Sie überhaupt, was Sie da von mir verlangen?«

»Wieso?«

»Himmel, in unserer unmittelbaren Nähe befindet sich ein Toter. Und da soll ich mit Ihnen tanzen?«

Sie senkte den Kopf und schüttelte ihn so heftig, daß sich beinahe ihre Haare gelöst hätten. »Sie haben nichts begriffen, Monsieur Sinclair, überhaupt nichts.«

»Dann klären Sie mich auf.«

»Der Tango ist ein Tanz, aber er ist auch der Ausdruck eines ungemein starken Gefühls. Bei ihm liegt alles dicht zusammen. Schmerz, Trauer, Freude, Sentimentalität. Der Tod und das Leben, beides gehört zusammen und beides vereinigt der Tanz. Ich möchte, daß wir beide ihn tanzen. Es ist sogar gut für Sie, wenn Sie sich dazu entschließen könnten, glauben Sie mir das!«

»Weshalb wäre es gut für mich?«

»Ganz einfach. Sie sind gekommen, um das Rätsel zu lösen. Sie könnten es, aber Sie müssen auch gewisse Bedingungen akzeptieren.«

»Und dazu gehört der Tango Fatal?«

Sie lachte nicht einmal über den Ausdruck, dafür bestätigte sie meine Frage durch ihr Nicken.
Ich überlegte. Sollte ich, sollte ich nicht? War es eine Falle, um mich einzulullen und von den eigentlichen Dingen ablenken? Mal davon abgesehen, daß ich kein begnadeter Tänzer war - Tango schon gar nicht -, führte die Frau irgend etwas im Schilde.
Sie sagte nichts mehr, leckte nur über ihre roten Lippen und wartete ab.
»Überlegen Sie nicht zu lange. Der Tanz ist für Sie ungemein wichtig.«
»Nun gut, ich stimme zu.«
»Das ist gut«, sagte sie.
»Aber ohne Musik?«
Sie kam auf mich zu und lächelte. »Wir werden Musik haben, John«, flüsterte sie. »Darf ich dann bitten?«
.Ich schaute sie an.
Ramona Sanchez stand bereits in einer Tanzhaltung vor mir. Sie wirkte wie eine Puppe, nur in ihren dunklen Augen sah ich eine einzige Lockung.
»Gut«, murmelte ich, »tanzen wir…«
Es war mir jetzt egal. Ich hatte zu viele Dinge in meinem Leben getan, die im ersten Moment als verrückt gelten konnten. Warum sollte ich nicht auch tanzen?
»Sehr schön, John…«
Sie faßte mich an, sie drängte sich gegen mich, und im selben Augenblick hörte ich die Musik…

***

Ich versteifte in ihren Armen, löste mich nicht, sondern drehte den Kopf zur Seite.
Die Musik spielte, aber ich sah keinen einzigen Lautsprecher, aus dem die Klänge hätten strömen können. Es war unheimlich, diese schwermütigen und gleichzeitig wilden Melodien zu hören, und meine Starre ließ auch nicht nach.
Ich schluckte, mein Adamsapfel bewegte sich, was Ramona natürlich auffiel.
»Ist etwas nicht in Ordnung?«
Ich räusperte mich. »Und ob. Mich irritiert die Musik, wie Sie sich vorstellen können.«
»Aber nicht doch«, sagte sie und schaute direkt in mein Gesicht. »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß wir Musik haben werden.«
»Toll. Und wo kommt sie her?«
»Von überall. Sie wissen doch, daß dieses Haus etwas Besonderes ist. Damit haben Sie gerechnet. Es ist so unberechenbar wie der Tango.

Einmal sehr gefühlsbetont, dann wieder rachsüchtig und gefährlich. Ja, dieses Haus ist ein Wunder. Ich kann Ihnen nur raten, sich auf die Musik zu konzentrieren. Lassen Sie alles andere weg. Nur die Musik zählt und natürlich wir beide. Sie werden sehen, daß Sie tanzen können, auch wenn Sie den Tango noch nie zuvor gelernt haben. Sie tanzen ihn, sie gleiten über den Boden, Sie werden perfekt…«

Das alles sagte sie mit einer Stimme, die dicht an meinem Ohr aufklang und sich gleichzeitig verändert hatte. Sie, war weicher und lockender geworden, verführerischer…

Genau das war es. Sie würde mit weiblicher List versuchen, mich zu verführen, herumzudrehen, anfällig und vielleicht auch wehrlos machen für die Kräfte dieses Hauses.

Sehr nahe waren wir uns, so nahe, daß ich sie auch riechen konnte.

Es gibt Parfüms, die aus Duftstoffen kombiniert worden sind, die auf die Sinne des Mannes ansprechen. Ein derartiges hatte auch Ramona Sanchez aufgetragen.

Jetzt, wo wir dicht an dicht tanzten, nahm ich es besonders wahr. Es war ein Duft, der auch meine Sinne erfaßte, der betäuben konnte, der sogar für einen Rausch sorgte, wenn ich ihn zu lange einatmete. In seinen Wolken schienen selbst die Klänge der Musik zu verschwinden, und ich bewegte mich wie in Trance.

Hinzu kam ihr Körper.

Unter dem Kleid trug sie nichts, vielleicht einen hauchdünnen Slip, das war alles. Auf einen stützenden BH hatte sie verzichtet. Ich merkte es, als meine Hand über den seidigen Stoff an ihrem Rücken glitt und dabei eine empfindliche Stelle erwischte. Ramona zuckte zusammen, lachte leise und heiser auf, bevor sie ihren Körper noch enger gegen mich drängte.

Und was für ein Körper! Perfekt. Ein Körper, der auch angezogen noch nackt wirkte.

Wir tanzten, wir glitten dahin. Ich kam mir vor wie in einem Traum, denn es gelang mir jeder Schritt, so daß wir beide eine tänzerische Einheit bildeten.

Wir glitten über den glatten Boden, wir berührten ihn oft genug, auch unterschiedlich hart, doch ich hatte den Eindruck, als wäre er nicht vorhanden, und wir beide würden im Raum schweben.

Es war wie ein Rausch.

Licht hatten wir auch. Meine Lampe lag am Boden. Ihr Lichtkegel stach schräg durch den Raum und traf die Wand.

Sie lag locker und dennoch fest in meinen Armen. Den Kopf leicht zurückgedrückt, den Oberkörper nach vorn geschoben, damit wir uns berührten. Mir gelang jede Bewegung, jeder Schritt, der Tango Fatal wurde beinahe zu einem Lusterlebnis.

Ich spürte ihre Oberschenkel, so wie sie mein Knie bei dem

berühmten Wiegeschritt spüren mußte.
Hin und wieder lachte oder stöhnte sie auf, dann glänzten ihre Augen, wobei ihr Mund leicht geöffnet war, und die vollen Lippen glänzten wie dunkler Lack.
Ich wehrte mich gegen das Gefühl, von der Musik und dem Tanz eingelullt zu werden. Ich wollte nicht mit ihr in die Hölle hineintanzen, um beim Teufel zu landen. Ich wollte einzig und allein das Geheimnis dieses verdammten Hauses herausfinden, was mir zu diesem Zeitpunkt immer schwerer fiel.
Ramona beherrschte die Kunst des Verführens. Alles an ihr war Frau, war Weib.
Und wenn sie schlangengleich zu den Klängen der Musik noch näher an mich heranrückte, dann glitten ihre Brustwarzen unter dem dünnen Stoff wie zwei Knöpfe an meinem Hemd entlang.
»Es macht mich wahnsinnig«, flüsterte sie. »Das ist unser Blut, und unser Blut ist Tanz. Verstehst du das?«
»Nicht ganz.«
»Aber du bist dabei, du machst mit. Du kannst dich nicht gegen diese Überzeugung wehren.«
»Wie deine Eltern?«
»Sie leben nicht mehr«, hauchte Ramona.
Davon war ich seltsamerweise nicht mehr überzeugt.
Wie Pierre Piccard, zum Beispiel, der mir als ein fremdes Geschöpf erschienen war.
Hier lief einiges durcheinander. Ich mußte den Knoten einfach entwirren. Ungeachtet dessen tanzten wir unsere Runden. Ob ich führte oder sie, das war nicht festzustellen, jedenfalls nutzten wir die Maße des Zimmers voll und ganz aus.
»Dies ist ein besonderer Raum«, wisperte sie mir ins Ohr. »Er ist einfach wunderbar. Hier haben meine Eltern trainiert. Hier brachten sie zahlreichen Schülern den Tango bei. Es war ihre eigentliche Welt, wenn du verstehst.«
»Ich ahne etwas.«
»Deshalb laß uns tanzen. Laß uns weitermachen, dann wirst auch du in die Geheimnisse dieser Schule eingeweiht. Nur der Tango bringt es, John, nur er…«
Und mit einer perfekten Drehung schwangen wir beide herum. Ich merkte auf einmal den Schwindel und dachte daran, daß ich mit dem Kreislauf eigentlich nichts am Hut hatte.
Trotzdem spürte ich ihn.
Ich kam etwas aus dem Gleichgewicht, aber Ramona griff zu und hielt mich fest.
»Keine Sorge, John, wir schaffen es. Wir beide, sonst niemand…« Sie blies mir ins Ohr. »Und nach diesem Tanz werden wir uns in anderen

Räumen des Hauses umsehen, und ich werde dir dort den Himmel der Liebe sehr nahe bringen…«

Sätze, die in einen Liebesroman gepaßt hätten. Ich fühlte mich von Worten wie diesen umfangen, regelrecht eingegarnt, um mir den eigenen Willen auszutreiben. Das war nicht gut.

Aber wir tanzten weiter.

Wir drehten die Runden. Wenn ich meinen Kopf so hielt, daß ich gegen die Zimmerwände schauen konnte, dann kamen sie mir verändert vor. Da waren sie plötzlich nicht mehr tot, angefüllt mit heftigen, schattenhaften Bewegungen.

Gesichter, Figuren, Gestalten bildeten ein Muster wie eine lebendige Tapete.

Nicht nachvollziehbar, real nicht zu erfassen, einfach anders, als würde sie eine fremde Welt vordrücken, um zu beweisen, daß es auch sie noch gibt. »Fühlst du dich gut, John?«

»Vielleicht…«

»Dann müssen wir weitertanzen«, sagte sie leise. »Du sollst dich gut fühlen. Ich habe beschlossen, daß ich dich durch den Tanz glücklich machen werde.«

Diesmal prallten ihre Worte an mir ab. Zuviel hatte sich verändert. Es waren vor allen Dingen die Wände des Zimmers, die nicht mehr dieselben waren. Sie konnte ich mit einer Leinwand vergleichen, auf der sich einiges abspielte, was aber noch zu undeutlich war, um es genau erkennen zu können. Hier hatte eine fremde Kraft eingegriffen. Sie wollte vernichten oder verändern, aber eher vernichten.

Wir tanzten im Dunkeln. Der Lampenschein strahlte vor die gegenüberliegende Wand des Zimmers.

Sein Kreis stach scharf und klar wie der Vollmond am Himmel ab.

Wie ein Signal der Hoffnung…

Blitzschnell erfolgte die Drehung. Ich sah ihn nicht mehr, drehte ihm jetzt den Rücken zu, und dann tanzten wir mit wiegenden Bewegungen den Tango Fatal auf der Stelle.

Ramona hatte ihren Körper etwas in die Höhe geschoben, so daß ich in ihr Gesicht schauen konnte.

Ein dünner Schweißfilm schimmerte auf der Haut. Er selbst atmete den Parfümgeruch aus. Die Lippen glänzten noch lockender, dunkler und geheimnisvoller.

Für einen Moment stellte ich mir vor, daß aus diesem oberen Dunkel zwei lange, spitze Vampirzähne wachsen würden, um meinen Hals zu erwischen. Das trat nicht ein, ich hatte es nicht mit einer Blutsaugerin zu tun.

Noch wiegten wir uns, und wieder schmiegte sie sich so eng an mich, daß ich fast alles spürte.

Träge dehnten sich die Melodien. Eine Tangogeige schluchzte, als

wollte sie weinen, dann unterbrach sie dieses Spiel, um in einen anderen Rhythmus zu verfallen.
Dem folgten wir.
Ich mußte mit, ich konnte nicht anders. Ich wurde gezogen und beinahe getragen. Ich schwebte über dem Boden. Die Wände des Zimmers bewegten sich.
Ich erwischte einen Blick auf den Toten unter der Decke. Auch dort schwangen Bilder um ihn herum. Gelang mir dort auch der Blick in eine andere Welt?
Es ging weiter.
Schneller, hastig.
Ich hörte ihr Atmen, ihr Stöhnen, meine Beine bewegten sich automatisch. Wenn sie jetzt nicht anhielt, würde ich mit dem Rücken gegen die Querwand prallen.
»Ja…!« rief sie - und ließ mich los.
Ich taumelte zurück. Wie ein skurriles Schattenbild glitt ich durch den Schein der Lampe.
Wieder ein Schritt, dann noch einer, und dann…
Ich stolperte, ich wollte mich drehen, aber da waren plötzlich zwei Pranken, die von hinten her beide Arme festhielten und mich so einklemmten, daß ich mich nicht bewegen konnte.
Doch eine Falle.
Und Ramona Sanchez stand vor, bewegte ihren Körper auf und ab und lachte wild…

***

Es hatte mich erwischt, sie hatten mich erwischt. Aber ich wußte nicht, wer mein Gegner war.
Ramona aber freute sich. Sie stand vor mir, sie bewegte ihren Oberkörper nach vorn, schwang auch die Arme dabei weit aus und richtete sich mit einer graziösen Bewegung wieder auf, um mir zu beweisen, daß sie noch da und auch in Form war.
Das Lachen hatte sie eingestellt. Jetzt starrte sie mich nur noch an und wohl auch auf die beiden Hände, die mich in Höhe der Ellenbogen umklammert hielten.
Ich drehte ebenfalls den Kopf.
Hände? Nein, das waren keine Hände, sondern übergroße, violett schimmernde Pranken, die einem Monster gehören mußten, das sich hinter mir aufhielt.
Aber da hatte ich keines gesehen. Aus dem Nichts war es auch nicht erschienen.
Aus der Wand?
Ich dachte an die verschwommenen und dennoch schrecklichen Szenen, die sich in der Wand abgespielt hatten. Deshalb wußte ich

Bescheid. Was ich zuvor wie einen Film gesehen hatte, mußte sich nun materialisiert haben.

Ein Monstrum war da.

Es hatte auf mich gelauert und mich erwischt.

Bei all diesen Überlegungen waren nur mehr Sekunden vergangen, aber in dieser Zeit war mir einiges klargeworden. Dieses Haus barg ein Geheimnis, und es mußte mit der Familie Sanchez zu tun haben.

Noch rührte ich mich nicht, stand starr, konzentrierte mich auf den Griff.

Ramona ging zurück. Sie lachte nicht mehr, sie bewegte sich locker und sicher, so, als hätte sie gewonnen.

Dann hörte ich den Schrei.

Nicht direkt ein Schrei. Zuerst ein sattes tiefes Stöhnen, vermischt mit grunzenden Lauten. Ich erschrak nicht einmal, denn diese Geräusche kamen mir bekannt vor.

Ich hatte sie schon einmal gehört, als ich mit Gaston Lacre im Gang wartete.

Die Schreie vor der Bluttat, vor dem Mord, vor der Vernichtung. Und nun war ich an der Reihe.

Wer immer die Person oder Unperson hinter mir in der Wand war, ich mußte sie als meinen Todfeind ansehen.

»Ja«, sagte Ramona dann, es klang wie ein Abschiedsgruß. »Das ist es dann wohl gewesen, John. Du hast dich nicht an die Regeln gehalten. Du bist zu neugierig gewesen. Du hast meinen Eltern nicht den nötigen Respekt erwiesen. Du bist nicht anders als viele Menschen. Du wolltest dieses Haus zerstören, aber glaube nur nicht, daß einem Menschen dies gelingt. Es ist auch den anderen nicht gelungen. Sie dachten, meine Eltern wären tot. Aber es stimmt nicht. Sie leben, wenn auch auf eine andere Art und Weise. Ich habe ihren Ruf gehört und bin ihm als treue Tochter gefolgt. Diese Schule wird neu eröffnet werden, damit die Zeit der Abrechnung beginnen kann. Mit ihm haben wir angefangen.« Sie hob dabei den Arm und zeigte gegen die Decke.

Daß diese Person voll in das Grauen integriert war, bewies der nächste Augenblick.

Bisher hatte sich der Tote nicht gerührt. Plötzlich bewegte er sich; zog die ausgestreckten Arme und Beine an, und dann fiel er.

Er krachte zu Boden und blieb liegen. Starr und steif. Ramona aber war zufrieden. Sie nickte dem Toten zu. »Auch er war ein Schuldiger am Tod meiner Eltern. Sie alle waren schuldig. Die ganze, verdammte Blase aus dem Dorf. Sie alle haben sich schuldig gemacht, wie auch du, Sinclair.«

Sie streckte mir dabei den Arm entgegen und befand sich auf dem Weg zur Tür. Ohne mich aus den Augen zu lassen, erreichte sie die Schwelle. Dort blieb sie für einen Moment stehen, lachte noch einmal

scharf auf und war verschwunden. Die Tür knallte sie so heftig zu, daß es sich anhörte wie ein Schuß.

Für Ramona war ich bereits tot.

Doch da sollte sie sich irren!

***

Sich aufgeben, heißt verlieren!

Diesen Satz hatte ich mir immer und immer wieder eingeprägt. Ich dachte nicht daran, mich den Klauen des Monstrums zu überlassen, auch wenn es meine Arme noch so hart umklammert hielt.

Ich mußte etwas tun.

Und ich bewegte mich, denn meinen Körper konnte ich drehen, und auch meine Beine waren nicht eingeklemmt.

Zuerst trat ich mit dem rechten nach hinten, erwischte aber nur die Wand und spürte den Schmerz in der Hacke.

Beim Tritt mit dem linken Bein erging es mir nicht anders. Zudem dachte das Monstrum nicht daran, mich loszulassen. Es umklammerte mich nach wie vor wie mit eisernen Zangen, da half auch kein Rucken oder Drehen, die Klauen ließen mich nicht los.

Ich wuchtete mich nach vorn. Vielleicht zwei Zentimeter weit kam ich, dann erfolgte der Gegendruck, und hinter mir hörte ich abermals das widerlich klingende Schreien und Grunzen.

Laute, die in einem Raubtierstall geboren waren. Untermalt von einem Jaulen und Keuchen, wobei ich den Eindruck hatte, daß ein heißer Hauch über meinen Körper wehte.

Dann zerrte mich das Ding zurück.

So schnell und heftig, daß es keine Chance für einen Gegendruck gab. Ich mußte dieser verdammten Kraft folgen, die mich einfach nicht loslassen wollte.

Da spürte ich die Wand. Sie war nicht weich oder aufgelöst, sondern normal hart, aber in ihrem Innern befand sich eine Kraft, die mich an das Saugen der Hölle erinnerte.

Sie wollte mich haben, sie wollte mich in dieses verfluchte Haus integrieren.

Die rechte Klaue ließ mich los, um einen Moment später zusammen mit ihrem Arm meine Kehle zu umklammern.

Das war für meinen Gegner endgültig.

Nicht für mich.

Es gab mir eine Chance. Und wie von selbst rutschte meine Hand in die rechte Tasche, wo ich mein Kreuz aufbewahrte. In sekundenschnelle bewegte ich mich, während ich Schmerzen an der Kehle spürte und die Klauen dort kleine Löcher in die dünne Haut rissen.

Ich riß den rechten Arm hoch, führte das Kreuz an meinen Hals und

gegen die Pranke.

Ein fürchterlicher Laut entstand hinter mir. Er war kaum zu beschreiben, er glich einem Urschrei, in den sich ein heftiges Poltern und Kratzen vermengte.

Ich hatte ihn erwischt.

Voll erwischt.

Schwungvoll taumelte ich nach vorn, stolperte dabei über meine eigenen Beine, hielt mich aber auf den Füßen und drehte mich dann mit einer hastigen Bewegung um.

Noch immer hielt ich das Kreuz fest und sah auch, was es angerichtet hatte.

Diesmal leuchtete das Lampenlicht genau in die exakte Richtung. Ich bekam mit, was sich in der Mauer abspielte, und es war das kalte Entsetzen, das den anderen gepackt haben mußte.

Ob Geist oder Mensch, was immer da lauerte, es hatte den Angriff des Kreuzes nicht überstanden.

Ein Schattenwesen huschte durch das Mauerwerk. Ein böser Geist, eigentlich dunkel, aber durch die Kraft des Kreuzes mit einem Film aus Helligkeit überdeckt.

Der Geist kämpfte, er drehte sich, er schwang seine Arme aus, er zuckte hin und her, er war wie von Sinnen und versuchte, gegen die andere Kraft anzukommen.

Sie zerriß ihn.

Die schwarze Seele, der alte böse Geist, was immer es sein mochte, jagte in Fetzen davon, als wollte es das Mauerwerk von innen her radikal zerstören.

Doch die Wand blieb stehen.

Kein Zittern, kein Beben und doch im Innern ein tosender Sturm aus magischen Kräften.

Auch andere Gesichter erschienen. Fratzenhaft, gedankenschnell, sie verschwanden, kamen wieder.

Es sah so aus, als wäre jemand dabei, eine Lichtquelle ein- und schnell wieder auszuschalten, so daß keine Sekunde verging.

Scharf erreichte mich das Jaulen. Es schnitt wie das schrille Geräusch einer Kreissäge an meine Ohren, und es war das letzte Lebenszeichen des Wesens.

Im nächsten Moment sah ich nichts mehr. Die Lampe strahlte gegen eine völlig normale Zimmerwand.

Ich hob die Leuchte auf und drehte mich mit ihr in der Hand um die eigene Achse.

Zitternd huschte der Schein über den starren Körper des Gaston Lacre. Ich dachte daran, daß mich das gleiche Schicksal hätte ereilen wollen, und eine sagenhafte Wut kochte in mir hoch. Gleichzeitig fing ich an, dieses Haus zu hassen. Und nicht allein die Mauern, Decken,

Gänge oder Fenster, sondern auch die Personen, die mit dem Haus zu tun hatten, wie diese Ramona Sanchez und ihre toten Eltern.

Toten Eltern…?

Davon, daß sie tatsächlich gestorben waren, war ich nicht mehr überzeugt. Sie hielten sich irgendwo in diesem Haus versteckt, um ihre verfluchte Tanzschule wieder aufleben zu lassen.

Sie und ihre Tochter wollten sich an denjenigen rächen, die sie zum Teufel geschickt hatten.

Ich dachte plötzlich anders über die Menschen. Möglicherweise hatten sie keinen anderen Ausweg mehr gesehen, als diese widerlichen Personen zu vernichten.

Ob es überhaupt Menschen gewesen waren oder Kreaturen, die sich längst den Kräften einer anderen, schrecklichen Dimension zugewandt hatten, dem Reich des Bösen, der Schwarzen Magie und des Todes.

Ich konnte mir Zeit lassen mit der Untersuchung des Zimmers. Wieder ließ ich den Lichtfinger über die Wände wandern, denn ich dachte gleichzeitig daran, was mir bei diesem Tango Fatal widerfahren war. Da waren sie zwar starr geblieben, da hatte ich aber Szenen gesehen, die ineinander liefen, die sich überlappten, ohne daß sich etwas Konkretes herauskristallisiert hätte.

Es gibt den Begriff des Pandämonium, der praktisch mit diesem einen Wort etwas Allumfassendes erklärt.

Es ist eben die dämonische Welt, die jenseits der unsrigen liegt. Eine Welt in anderen Dimensionen, zu der ich auch die Hölle zähle.

Nicht allein die Hölle des Mittelalters mit Feuer, Rauch, Schwefel und schreienden Menschen, sondern die eben der anderen Welten, der Reiche jenseits unserer Welt, die auch schon dämonisch genug sein konnte. Es gab auch Wege, um in die Reiche einzudringen, sogenannte transzendentale Tore, auch magische Schlupflöcher genannt.

Durch die war ich oft genug in anderen Dimensionen gelandet, und ich fragte mich jetzt, ob dieses verfluchte Zimmer in seiner Gesamtheit ein derartiges Schlupfloch war oder ob ich das gesamte Haus mit diesem Begriff bezeichnen sollte.

Das war die große Frage, auf die mir auch mein Kreuz keine Antwort gegeben hatte.

Ich spielte mit den Gedanken, es zu aktivieren. Was hätte ich damit erreichen können?

Zunächst einmal einen sagenhaften Ausstoß an Weißer Magie, eine Konzentration der Kräfte des Lichts, die der Schatten genau konträr gegenüberstand.

Aber das Rätsel wäre damit nicht gelöst worden. Da sich keine Unschuldigen in unmittelbarer Gefahr befanden - Ramona möglicherweise ausgenommen -, ließ ich es bleiben.

Genau um sie drehten sich in den folgenden Sekunden meine

Gedanken. Ich brauchte nicht einmal zu rätseln, ob sie ein Mensch war oder nicht. Sie war ein Mensch, sie hatte gehandelt und sie hatte sich benommen wie ein Mensch.

Sie war nur infiltriert. Die Kräfte dieses Hauses spielten mit ihr, und wahrscheinlich waren es auch die ihrer toten Eltern, deren Geist im Mauerwerk weiterlebte.

Kein Geräusch mehr. Kein Schreien, kein Wimmern, Stöhnen oder Flüstern. Es blieb nahezu beängstigend still.

Die nächsten Stunden wollte ich auch nicht gerade zwischen diesen vier Wänden verbringen. Das Haus war groß. Irgendwo mußte es eine Treppe geben, die nach oben führte, denn auch dort verteilten sich noch einige Räume. Vielleicht entdeckte ich dort einen zweiten Tanzsaal. Er gehörte schließlich zu einer Tanzschule.

Ich drehte mich um und war eigentlich froh darüber, wieder meine eigenen, normalen Schritte zu hören. Weit hatte ich nicht zu gehen, um die Tür zu erreichen.

Ich zog sie vorsichtig auf, um keine Überraschung zu erleben. Trotzdem erwischte sie mich.

Vor der Tür stand jemand, hatte gewartet.

Es war Pierre Piccard!

***

Ich zuckte unwillkürlich zurück, als ich in sein käsigbleiches Gesicht schaute. Verdammt, er sah aus wie ein Zombie, da hatte ich meine Erfahrungen.

Aber gehörte er zu der Gruppe der lebenden Leichen? Das war die große Frage, und deshalb tat ich auch nichts, sondern drückte mich langsam zurück, die Tür dabei offen lassend.

Jetzt sollte er reagieren. Ich wollte ihm einfach diese große Chance geben.

Piccard wartete noch ab. Er konnte nicht gerade und aufrecht stehenbleiben, schwankte ständig leicht von einer Seite zur anderen, aber er fiel nicht.

Dabei stierte er in das Zimmer. Selbst bei dieser ungünstigen Beleuchtung fielen seine ungewöhnlichen Augen auf, die einen leichten Silberglanz abgaben.

Der Lichtkegel meiner Lampe traf haargenau sein Gesicht - und veränderte es. Zumindest die Augen, die einen hellen Glanz annahmen und ihn auch abstrahlten, als wollten sie mich blenden. Ich drehte den Kopf zur Seite, senkte auch die Lampe, das Licht erlosch, und Pierre Piccard ging vor.

Ein Trippelschritt, trotzdem hastig, der nächste, dann hob er die Arme und streckte sie mir entgegen.

Ich ließ ihn kommen.

Zombie oder nur besessen. Diese eine Frage stellte sich mir. Eine Antwort bekam ich nur, wenn ich meine stärkste Waffe, das Kreuz, einsetzte. Entweder wurde er vernichtet, oder mein Kreuz trieb ihm die verdammte Besessenheit aus.

Ich hoffte auf die letzte Möglichkeit.

Das Kreuz hielt ich ihm entgegen. Es schaute aus meiner Hand hervor, und es blinkte, weil ich es von der Rückseite her mit der kleinen Leuchte anstrahlte.

Piccard ging weiter. Er kümmerte sich nicht um das Kreuz, er wollte mich. Seine bleichen Finger bewegten sich dabei, als wollte er den Griff üben, mit dem er meine Kehle umklammerte.

Ich ließ ihn näher herankommen, bis ich sicher war, daß nichts mehr schiefgehen konnte.

Die Rechte streckte ich ihm entgegen, aber sie war von dem Kreuz besetzt und Piccard griff zu.

Er umklammerte meinen Talisman, hielt ihn fest, warf ihn nicht weg. Dafür schleuderte er seinen Kopf zurück. Während dieser Bewegung noch änderte sich sein Gesichtsausdruck. Die Leere verschwand, auch der Glanz in seinen Augen verzischte.

Dafür schrie er markerschütternd.

Es war furchtbar. Er umklammerte das Kreuz, er tanzte plötzlich, er brüllte noch immer, er lief dann zur Seite und schaffte es nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten.

Vor meinen Füßen brach Pierre Piccard, der Bekannte des Templerführers Abbé Bloch, zusammen.

Ich hatte ihn noch etwas abfangen und den Aufprall mildern können. Auf der Seite lag er, und ich wußte jetzt, daß er nicht zu den lebenden Toten gehört hatte, denn die stöhnten nicht, wenn sie das geweihte Kreuz in den Händen hielten. Sie konnten sich überhaupt nicht mehr artikulieren, denn sie waren vernichtet.

Und Piccard?

Ich beugte mich zu ihm herab. Er lag auf der Seite, die Arme gestreckt, und zwischen seinen Handflächen klemmte das Kreuz. Aber weshalb hatte er so geschrieen? Warum die Schmerzen?

Ich sah den Grund, als ich mein Kreuz aus seinen Händen hervorzog. Die blutige Fleischmasse der aufgerissenen Hände bedeckte sogar noch das Silber.

Seine Handflächen sahen schlimm aus. Als hätte man ihm Teile der Haut in Streifen weggezogen.

Zwischen diesen Wunden sickerten kleine Blutrinnsale.

Was sollte ich mit ihm anfangen? Ich konnte ihn schlecht hier im Zimmer allein zurücklassen. Aber mich mit einem Bewußtlosen abschleppen bei der weiteren Durchsuchung des Hauses war auch nicht möglich. Er hätte mich zu sehr behindert.

Durch meine Aktivitäten und besonders durch die des Kreuzes hätte das Zimmer eigentlich von schwarzmagischen Kräften »gesäubert« sein müssen, doch darauf wollte ich mich nicht verlassen.

Denn diesem trügerischen Frieden war nicht zu trauen.

Ich kniete neben ihm und drehte seinen Kopf so, daß ich in das Gesicht schauen konnte.

Piccard war nicht bewußtlos geworden. Er jammerte auch nicht. Er lag einfach da und tat nichts.

»Pierre!« flüsterte ich. »Können Sie mich hören, Pierre? Verstehen Sie mich?«

Jetzt öffnete er die Augen. Sie waren klar, keine Fremdkraft veränderte mehr den Blick. Dann schlich sich der Ausdruck des Unbehagens oder der Angst ein, denn ich war für ihn ein Fremder.

Zwar hatten wir schon miteinander zu tun gehabt, da war er jedoch besessen gewesen, und an dieses Leben fehlte ihm wohl die Erinnerung.

»Was ist denn los?« flüsterte Pierre.

»Keine Sorge. Sie sind in Sicherheit. Ich bin bei Ihnen. Es wird nichts mehr geschehen.«

»In meinem Haus?«

»Nein, woanders.«

Er hob die Hände. Sie blieben dabei nicht mehr zusammen, so daß er gegen seine Handflächen schauen konnte und die Verletzungen erkannte.

»Gott!« keuchte er. »Das Blut, die Haut… wo kommt es her? Und… und… keine Schmerzen.«

»Ich habe es getan.«

»Aber warum?« Ich holte tief Luft. »Vorhin waren die Schmerzen noch da, jetzt nicht mehr und…«

»Lassen Sie es gut sein, nehmen Sie es hin. Können Sie denn laufen? Fühlen Sie sich stark genug.«

»Ich hoffe.«

»Dann werden Sie versuchen, das Haus zu verlassen. Okay?«

»Ja, aber…«

»Kein Aber. Ich sage Ihnen auch, wo Sie sich befinden, Pierre. In dieser ehemaligen Tanzschule, und mein Name ist John Sinclair. Ich bin derjenige, von dem der Abbé mit Ihnen gesprochen hat.«

Zunächst mußte er über meine Worte nachdenken. Allmählich nur ging ihm ein Licht auf, und er schloß für einen Moment die Augen, weil er das Gefühl der Erleichterung auskosten wollte.

Ich ließ ihn in Ruhe. Er sollte sich erholen, aber Pierre Piccard wollte nicht. Er sprach davon, daß er auf mich gewartet und eine Nachricht bekommen hätte.

»Von mir?«

»Das dachte ich auch. Aber so war es wohl nicht. Man lockte mich in den Garten. Dort sah ich die fremde Frau. Sie starrte mich an, sie hatte Augen, denen ich nicht entkommen konnte. Dann schlug sie mich nieder. Als ich erwachte, sah ich Sie…«

»Dann können Sie sich nicht daran erinnern, daß Sie mich hatten töten wollen?«

»Nein, um Himmels willen…«

Ich lächelte. »Es ist ja nichts passiert, Pierre. Jetzt versuchen Sie, aufzustehen.«

Er kam hoch. Ich half ihm dabei. Als er stand, preßte er seine Hände gegen die Wangen. Ich mußte ihn noch festhalten, und es machte ihm auch nichts aus, daß er das Blut in seinem Gesicht von den Handflächen her verteilte.

Ohne daß ich ihm etwas sagte, drehte er sich auf der Stelle um und verließ den Räum.

Ich leuchtete durch den dunklen Flur. Der Stuhl stand noch dort, ich sah auch die herabgebrannte Kerze. Es hatte sich eigentlich nichts verändert. Ich wollte von Pierre Piccard wissen, ob er sich in diesem Gebäude auskannte.

Seine Antwort klang beinahe entrüstet. »Nein, hier ist man als normaler Mensch nicht hergegangen.«

»Weshalb nicht? Weil hinter diesen Mauern etwas so Grauenhaftes geschehen ist?«

»Sie wissen davon?«

»Ja.«

Piccard überlegte. Er hob die Schultern, bevor er sprach. »Ja, es war furchtbar«, sagte er dann. »Sogar mehr als das. Ich selbst war nicht dabei, habe nur davon gehört, aber die Menschen wußten sich keinen anderen Ausweg mehr. Vor zwei Jahren haben sie das Ehepaar Sanchez umgebracht. Sie drangen ein und töteten es.«

»Warum denn? Was haben sie getan?«

»Sie waren schlecht. Beide waren schlecht. Der Mann ebenso wie die Frau. Da gab es keine Unterschiede. Sie lockten zahlreiche Menschen in ihre Schule, um sie dann zu manipulieren. Sie brachten ihnen bestimmt nicht den Tango bei, nein, das taten sie nicht. Aber sie lehrten sie die Kunst der Schwarzen Magie. Einige haben es nicht überstanden und sind wahnsinnig geworden. Die Polizei tat nichts. Zwar kam eine Untersuchungskommission von Straßburg herüber, aber beweisen konnte man dem Ehepaar Sanchez nichts. Das ärgerte die Bewohner. Die Wut wurde größer, und von der Wut zum Haß ist es ein kurzer Weg. Schließlich rotteten sie sich zusammen und töteten sie. Ja, so ist es damals gewesen.«

»Wie kamen die beiden ums Leben?«

Pierre Piccard hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen nicht sagen.

Ich weiß es nicht. Die Menschen, die dabei waren, haben nicht darüber gesprochen. Das hatten sie sich auch gegenseitig geschworen, glaube ich.«

»Kennen Sie Namen?«

Er hob die Schultern. »Sicher, ich kenne einige. Aber bringt Ihnen das etwas?«

»Nein, sicherlich nicht«, murmelte ich. »Es steht nur fest, daß die Mörder in einem recht gehabt haben. Das Ehepaar Sanchez war tatsächlich vom Teufel besessen.«

Pierre Piccard schwieg. Er wollte das Haus nun verlassen und ging vor zur Tür.

Ich blieb an seiner Seite, und es tat mir einfach gut, als ich Pierre Piccard die Tür öffnete und das helle Tageslicht uns umströmte. Das war die normale Welt, das herbstliche Elsaß mit einer wunderschönen Oktobersonne am blauen, beinahe wolkenlosen Himmel.

Pierre Piccard ging die Stufen hinab. Ich blieb auf der oberen stehen. Er drehte sich um, schaute mich an und nickte. Dann sagte er: »Ich hoffe, daß wir uns beide gesund wiedersehen.«

»Das hoffe ich auch.«

Piccard drehte sich und ging. Er hatte es überstanden, ganz im Gegensatz zu Gaston Lacre.

Ich schaute dem Mann nach. Er ging auf die schmale Straße zu, die zum Dorf führte. Er hielt den Kopf gesenkt, er würde nachdenken und sich vielleicht einmal daran erinnern, was mit ihm geschehen war. Als er hinter einigen Bäumen verschwand, drehte auch ich mich um und ging wieder zurück in das Haus.

Mich überkam schon ein seltsames Gefühl, als ich die Schwelle übertrat. Ich schaute in den langen Flur, der wie ein düsterer Schlauch wirkte. Die Decke verschwamm ebenso im Düstern wie die Wände. Der Stuhl war kaum zu erkennen.

Mit einem leichten Knall fiel die Tür hinter mir ins Schloß. Und ich kam mir vor wie in einer gewaltigen Gruft, in der unheimliche Kräfte auf mich lauerten.

Eine Tanzschule war hier eingerichtet worden. Das hatte ich noch nie erlebt. Ich kannte derartige Schulen aus London her, aber sie befanden sich in einer anderen Umgebung. Das Ehepaar Sanchez war bestimmt nicht darauf aus gewesen, einen finanziellen Gewinn zu machen. Die beiden hatten sich etwas anderes holen wollen.

Ob sie nun dem Teufel zugetan waren oder einem anderen Dämon, blieb im Prinzip gleich. Es zählte nur, daß sie versucht hatten, Menschen zu manipulieren, um sie reif für die Mächte dahinter zu machen.

Zum drittenmal hatte ich das Haus betreten, und zum drittenmal stand ich im Flur.

Diesmal allerdings hatte ich mich dicht hinter der Tür umgeschaut und auch einen Lichtschalter entdeckt.

Ich drehte ihn.

Nichts tat sich.

Das hätte ich mir denken können. Wer hier seine makabren Späße trieb, konnte gut und gern auf Licht verzichten, denn die Finsternis war schon immer ein Freund des Bösen gewesen.

Gut, daß ich meine kleine Lampe bei mir trug. Ich ging vor bis zu dem Zimmer, in dem ich mit Ramona Sanchez den Tango getanzt hatte. Der tote Gaston Lacre lag noch immer dort. Wie sein Körper an die Decke gekommen war, wußte ich nicht. Ich konnte nur spekulieren, ging aber davon aus, daß in diesem Haus noch andere Kräfte steckten und ich mich auf gewisse Überraschungen gefaßt machen konnte.

Kräfte, die man mit den Begriffen Telekinese oder Teleportation umschrieb.

Poltergeister, gefangene Seelen, das alles gab es, damit mußte ich rechnen.

Ich drehte mich wieder um. Am Ende des Ganges, das wußte ich auch, begann die breite Treppe, die in die oberen Etagen führte. Auch dort waren die Fenster zugemauert worden. Niemand hatte gewollt, daß jemand in die Tanzschule hineinschaute.

Und dort oben irgendwo mußte, meiner Ansicht nach, auch Ramona Sanchez lauern. Höchstwahrscheinlich wollte sie den Tanz fortsetzen. Irgendwann endete der Tango Fatal in der Hölle.

Ich ging weiter, passierte mehrere Türen, die allesamt verschlossen waren.

Der Lichtkegel wanderte vor mir her. Er zuckte über den Boden oder an den Wänden entlang. Er war wie ein Finger, nach dem ich mich richtete und der mich führte.

Endlich sah ich die Treppe. Sie bildete praktisch die Verlängerung des Flurs und knickte dann nach rechts ab, um breit in die erste Etage zu führen.

Ich blieb vor der ersten Stufe stehen und wollte hochleuchten, als es passierte.

»Willkommen, Sinclair! Willkommen in meiner Tanzschule. Du bist noch nicht gut genug, was das Tanzen angeht. Ich habe beschlossen, daß wir beide ein wenig üben. Komm hoch, komm zu mir, Sinclair. Ich warte gern auf dich…«

Ich lauschte dem Klang der Stimme nach. Ramona Sanchez hatte mich auf diese nette Art und Weise begrüßt.

»Was ist? Kannst du nicht antworten?«

»Doch, doch!« rief ich zurück.

»Dann komm endlich her!«

»Eigentlich wollte ich nicht tanzen. Wäre es nicht besser, wenn du zu mir kämst?«

»Nein, das ist mein Haus. Hier habe ich zu bestimmen. Und ich will, daß du kommst.«

»Okay, meinetwegen.«

»Schön…«

Sie hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als ich die Musik hörte.

Wieder waren es Tangomelodien. Für diese Frau war der Tango Fatal noch längst nicht vorbei. Mit mir zusammen wollte sie ihn bis zum bitteren Ende durchtanzen oder bis hinein in die Hölle, wo ein noch Mächtigerer auf uns wartete.

Rechts von mir befand sich das Geländer. Es bestand aus Holz und war so blank poliert worden, daß es beinahe wie ein Spiegel wirkte. Ich benutzte es nicht, sondern nahm die Mitte der breiten Stufen, die ebenfalls aus dunklem Holz gefertigt waren.

Ich schaute in die Höhe.

Die Treppe schien in den Himmel zu steigen. Es war eine Einbildung, lag sicherlich an der Dunkelheit, denn in diesem Flur war meine Lampe die einzige Lichtquelle.

Auf einmal hörte ich Geräusche, mit denen ich überhaupt nicht zurechtkam.

Waren es vorhin die Melodien gewesen, so drang nun ein geheimnisvolles Rauschen an meine Ohren. Zudem war es untermalt von singenden und klingenden Lauten, manchmal auch vermischt mit wimmernden und schreienden Geräuschen.

Die Dunkelheit im Haus steigerte die Unheimlichkeit dieser Laute noch mehr, und ich war ebenfalls irritiert.

Sie drangen von oben herab.

Von der Decke?

Ich leuchtete hin.

Nein, das konnte nicht sein, aber ein Stück weiter links liefen Rohre an der Wand entlang. In ihnen bewegte sich eine Flüssigkeit, von der die unheimlichen Geräusche ausgingen.

Das Haus war eben alt, da lagen noch nicht alle Leitungen unter Putz. Trotzdem irritierte mich das Geräusch. Ich rechnete auch damit, daß die Rohre jeden Augenblick platzen konnten und ich von dem heißen Zeug besprüht wurde.

Das geschah nicht.

Ich stieg immer höher. Der Strahl wippte vor mir her, kletterte lautlos über die Stufen hinweg und malte einen hellen Streifen auf die Treppe.

Mein Gott, war diese Treppe lang! Es gab auch keine Unterteilungen in einzelne Etagen. Wenn sie so weiterlief, endeten die Stufen

sicherlich erst unter dem Dach.
Aber sie hatte ein Ende.
Und nicht erst unter dem Dach.
Der Lampenstrahl huschte über die letzte Kante hinweg und stach anschließend hinein in einen Raum oder Saal, dessen Boden nicht nur schwarz angestrichen, sondern zudem noch in dieser dunklen Farbe lackiert war.
Der Tanzsaal.
Und dort würde Ramona auf mich warten.
Ich war kein Supermann und auch kein kalter Technokrat. Mein Herz klopfte schon schneller, als ich die letzten Hindernisse überschritt. Ramona Sanchez war eine Frau, bei der ich auf alles gefaßt sein mußte. Die konnte durchaus tödliche Überraschungen für mich bereithalten.
Noch zwei Stufen.
Dann noch eine…
Ich ging weiter.
Die Spannung nahm zu. Ich rechnete mit der Überraschung - und wurde nicht enttäuscht.
Was ich dann sah, daran hatte ich im Leben nicht gedacht. Ich sah Ramona Sanchez.
Aber nicht nur einmal.
In mindestens zehnfacher Ausfertigung stand sie vor mir, und auch ihr Lachen brandete mir in dieser Lautstärke entgegen.
»Willkommen, Sinclair. Willkommen bei mir! In der Tanzschule des Teufels…«

***

Wenn sie das sagte, konnte das stimmen. Nur ließ ich mich von ihren Worten nicht beeindrucken, und den Schock, sie so oft zu sehen, den hatte ich auch schnell überwunden.
Ich hielt die Lampe in der rechten Hand. Noch wies der Strahl nach unten. Auf dem Boden malte sich der helle Kreis ab. Sehr langsam hob ich den Arm an und schaltete die Lampe dann aus. Ich steckte sie auch weg. Nicht nur, weil ich beide Hände frei haben wollte, nein, es brannte genügend Licht.
Unzählige kleine Lampen bildeten jeweils ein viereckiges Muster. Und sie umrahmten die Gegenstände, die diesen Raum in ein Kabinett verwandelt hatten.
In ein Spiegelkabinett!
Um nichts anderes handelte es sich. Es war ein großer Saal, an dessen Wänden die von kleinen Lampen umgebenen Spiegel hingen und in jeder dieser dunklen Spiegelflächen sah ich die Gestalt der Ramona Sanchez. Die Spiegel mußten so raffiniert aufgestellt worden

sein, daß jeder ihr Bild wiedergab.

Das kam schon einem kleinen Kunstwerk gleich. Oder aber sie hatte es durch die Hilfe der Magie geschafft.

Ich schaute sie an. Es spielte keine Rolle, in welch einen Spiegel ich blickte, sie sah immer gleich aus.

Ramona hatte sich umgezogen. Das weiße Kleid stand ihr gut. Es bestand ebenfalls aus einem sehr angenehmen, seidigen, fließenden Stoff, der ihre Figur hervorragend modellierte. Er schmiegte sich um ihren Körper, der Ausschnitt war sehr weit, und das Kleid wurde durch dünne Träger gehalten, die sich wie Bänder über die nackte Haut an ihrer Schulter schmiegten. Der Saum endete über dem Knie. Ob sie Strümpfe trug, konnte ich nicht sagen, die Füße allerdings steckten in hochhackigen, dunklen Schuhen. Sie trug das Haar auch nicht mehr zu einem Knoten, sondern gelöst. Es umgab ihren Kopf wie schwarze Wellen, die auf den bloßen Schultern endeten. Die kleinen Lampen reichten aus, um auch ihr Gesicht deutlich hervorzuholen. Es zeigte ein Lächeln, von dem ich mich allerdings nicht täuschen ließ. Auf mich wirkte es gefährlich, lauernd und irgendwo auch böse.

»Ich freue mich, daß du da bist, Sinclair.«

»Davon kann bei mir keine Rede sein.«

»Ho, ho… wie das? Schau dich um.« Sie bewegte ihre Arme. Das wiederholte sich genau ein Dutzend Mal, so viele Spiegel hatte ich mittlerweile gezählt. »Ist das nicht ein besonderer Ort, an den ich dich geführt habe?«

»Weiß ich nicht. Ich kenne mich bei Tanzschulen nicht so aus. Aber möglich ist es.«

»Nein, das meine ich nicht, Sinclair. Obwohl, das gebe ich zu, es schon etwas für sich hat. Du befindest dich tatsächlich im Mittelpunkt dieses Hauses. Und der Saal hier ist der Ort, an dem die Schüler den Tango und andere Tänze geübt haben.«

»Also doch…«

»Aber«, sie hob die Stimme an. »Er ist auch noch etwas anderes, mein Freund.«

»Und was, bitte?«

»Eine Stätte des Todes…« Sie hatte den Satz geflüstert, und ich bekam eine Gänsehaut. »Ja, eine Stätte des Todes«, wiederholte sie, »denn hier sind meine Eltern gestorben. Genau hier hat man sie brutal vernichtet, grausam getötet, verstehst du?«

»Sicher.«

»Und was denkst du nun?«

»Du weißt, daß ich den Mord ablehne. Aber könnte es sein, daß deine Eltern sich dies selbst zuzuschreiben hatten?«

»Das begreife ich nicht, John. Noch mal. Los, verdammt, rede! Was meinst du damit?«

»Deine Eltern haben Fehler gemacht. Soviel mir bekannt ist, verbündeten sie sich mit anderen Mächten. Mit gefährlichen Kräften, die man in Ruhe lassen sollte.«

»Weiter, Sinclair, weiter…«

»Ich sage es nur so. Es ist eine allgemeine Tatsache. Noch nie hat jemand davon profitiert, wenn er sich der Schwarzen Magie angeschlossen hat. Verstehst du das?«

»Ich weiß, was du meinst, aber du irrst dich. Meine Eltern wußten sehr wohl, mit diesen Kräften umzugehen. Du brauchst keine Sorgen zu haben, sie schafften es, die Hölle auf ihre Seite zu ziehen, und die Hölle hat sie nicht enttäuscht.«

»Die Hölle oder der Teufel?«

»Ein Dämon. Ob man ihn als Teufel bezeichnen kann, weiß ich nicht. Kann aber sein. Denk daran, woher wir kommen. In Argentinien gehen die Uhren anders. Da hat man in gewissen Kreisen ein anderes Verhältnis zum Übersinnlichen. Jedenfalls haben die fremden Kräfte meine Eltern unterstützt, und sie haben sich dieser Unterstützung würdig erwiesen.«

»Indem sie Menschen töteten.«

»Nein, erst später. Sie wollten sie überzeugen. Sie kamen zu ihnen, um das Tanzen zu lernen, und sie lernten gleichzeitig noch etwas anderes. Diese Welt ist eben sehr vielschichtig, das weißt du auch. Und meine Eltern wollten die jenseitigen Kräfte mit einbeziehen, aber sie täuschten sich in diesem Pack. Es wollte nicht, es hat nicht so gedacht wie die damals in Argentinien, in Buenos Aires, als die Familie Sanchez im Zenit ihrer Macht stand. Da haben meine Eltern bereits den Kontakt zu den anderen Mächten gehabt, der uralte Zauber war da, denn sie schafften es, den Dämon zu beschwören und auf ihre Seite zu ziehen.«

»Welchen Namen hat er?«

»Warum? Kennst du dich denn aus?« höhnte sie.

»Und ob ich mich auskenne, Ramona. Also, wie hieß der Dämon, dem deine Eltern huldigten?«

Ramona überlegte. Sie hob sogar die Schultern und meinte dann: »Es ist nicht wichtig, wenn ich dir den Namen sage, den wir ihm gaben. Unter einem anderen ist er besser bekannt.«

»Wie heißt er?«

»Beelzebub!«

Ich zuckte nur kurz zusammen, da ich auf alles gefaßt gewesen war. Ich hatte mit Asmodis gerechnet, aber daß sie Beelzebub huldigten, war schon eine Überraschung.

In den folgenden Sekunden schoß mir einiges durch den Kopf. Ich beschäftigte mich mit dem Begriff Hölle und dachte natürlich dabei an das Böse.

Über allem stand Luzifer!

Er oder es - genau konnte man ihn nicht fassen und begreifen - war das absolut Böse. Das Schreckliche, das Grauenhafte. Er war derjenige, der vernichten wollte, der sich als gottgleich bezeichnete.

Er war nicht zu erklären, er war nicht zu begreifen, und trotzdem hatte ich so etwas wie eine Erklärung gefunden.

Man mußte ihn unterteilen.

Luzifer, das absolut Böse also, bestand aus drei Teilen. Und jedes Teil hatte einen Namen.

Zum ersten Asmodis, zum zweiten Baphomet, dem die abtrünnigen Templer huldigten, und zum dritten eben Beelzebub.

Alle drei zusammen ergaben Luzifer. Aber jeder wiederum kämpfte für sich, wollte sein eigenes Süppchen kochen, denn wenn das Böse einen Vorteil hatte, dann war es seine gewisse Zerstrittenheit, dann war es der Haß und die Sucht, endlich einen Erfolg zu erlangen. Jeder auf seine Art, jeder für sich, trotzdem ein Ziel im Auge haltend. Die drei hatten so etwas wie einen Burgfrieden geschlossen, aber wehe demjenigen, der diesen trügerischen Frieden brach und in das Revier des anderen hineingeriet. Dann bekämpfte sich das Böse gegenseitig. Es konnte einfach nicht anders, weil bei allen dreien die Sucht nach Macht überwog. So kannten sie eben keine Verwandte.

Hier hatte also Beelzebub sein Revier aufgeschlagen. Lange war es still um ihn gewesen, wenigstens hatte ich kaum etwas mit ihm zu tun gehabt, denn ich war mehr auf Asmodis fixiert gewesen, aber auch Beelzebub besaß seine Macht, und er spielte sie immer wieder aus. Er manipulierte die Menschen, er wollte sie ebenfalls zum Bösen hin bekehren und griff auf verschiedene Methoden zurück.

Ich wußte, daß er auch das Feuer liebte, und seine Diener gehörten zu den Besessenen, wie ich es ja bei Pierre Piccard sehr deutlich erlebt hatte.

Mittlerweile zählte ich auch Ramona Sanchez zu diesem Kreis, und ihre Eltern hatten ebenfalls dazugehört.

Beelzebub war, wie auch seine beiden Brüder, jemand, der die Tricks liebte.

Immer wieder versuchte er, Menschen für sich zu gewinnen, sie zu hintergehen, sie auf seine Seite zu zerren, was ihm bei labilen Menschen leichtfiel.

Wenn er sie einmal hatte, taten sie alles, was er wollte. So war es bei der Familie Sanchez gewesen, und so würde es immer wieder sein. Und jetzt stand Ramona vor mir.

War sie ebenfalls besessen?

»Du sagst nichts«, hörte ich ihre Stimme. »Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Aber du kennst ihn, nicht? Du weißt, wer Beelzebub ist?« Ihre Stimme klang lauernd. Sie wollte einfach eine Antwort von mir haben. Sie wartete darauf.

»Ja, er ist mir bekannt.«

Ramona lachte. Sie freute sich, sie rieb sogar ihre Hände. »Das ist gut, Sinclair. Eigentlich habe ich, wenn ich ehrlich sein soll, immer auf einen Mann wie dich gewartet.«

»Tatsächlich?«

Sie streckte einen Arm aus. Zwölf Hände wiesen auf mich. »Bilde dir nur nichts darauf ein, mein Freund. So wie du denkst, denke ich wohl nicht.«

»Wie denkst du denn?«

»Das ist ganz simpel. Ich habe auf dich gewartet, weil ich ausprobieren will, wie mächtig ich tatsächlich bin. Wer von uns beiden ist wohl stärker?«

Diesmal mußte ich lachen. »Meinst du dich nur. Oder zählst du deinen Gebieter Beelzebub hinzu?«

»Ihn natürlich auch.«

»Das dachte ich mir.«

»Dann wird es zwischen uns zum Duell kommen, Sinclair. Du und ich, wir ganz allein.«

»Und er?«

»Er ist auch da, er wird mich natürlich unterstützen.« Sie kicherte. »Ich bin nur ein schwaches Weib. Wenn ich dich erledigt habe, dann hat auch dieses Haus seine Feuertaufe bestanden.«

»Etwas möchte ich noch wissen, Ramona.«

»Sprich!«

»Bist du ein Mensch, oder hat dich Beelzebub bereits zu einer der seinen gemacht?«

Die Frage hatte sie irritiert. »Wie kommst du darauf?«

»Nur so.«

»Unsinn, du willst nur Zeit gewinnen. Ich aber will es wissen, mein Freund.«

Das klang endgültig, und dieser Satz war auch so etwas wie der Beginn einer Veränderung.

Seit meiner Ankunft hier oben hatte ich mich einzig und allein auf die Beleuchtung der Spiegel konzentriert und die Decke dabei aus den Augen gelassen. Für mich war sie nicht mehr gewesen als nur eine dunkle Fläche.

Das änderte sich.

Es war schon ein sehr unheimlicher und auch geheimnisvoller Vorgang, der sich über meinem Kopf abspielte.

Der dunkle »Himmel« bekam Licht…

Kein Strahlen, keine grelle Beleuchtung, sondern das Licht, wie es

auch die Spiegel zeigten.

Aus zahlreichen kleinen Lampen floß die Helligkeit als weicher Schein, als wäre dort ein Heer von Sternen entstanden. Auch Sterne zeigten Figuren wie jeder weiß, und hier war es nicht anders. Die Lampen waren in einem bestimmten System angebracht, und wer genauer hinschaute, erkannte darin ein Bild.

Es war ein Gesicht…

Stilisiert zwar, dennoch gut zu erkennen. Für mich mehr eine Fratze, plump sicherlich, eine Mischung zwischen Mensch und Tier. Vielleicht ein Stierschädel mit menschlichem Anblick oder auch der Kopf eines Schafs, bei dem die Hörner fehlten.

Ein Dämon, Beelzebub, der eigentliche Beherrscher dieser verfluchten Tanzschule.

Dieser letzte Vorgang hatte mich ein wenig von dem anderen abgelenkt. So fiel es mir erst ziemlich spät auf, daß Ramona Sanchez ihren Platz verlassen hatte.

Sie bewegte sich, und auch ihre zahlreichen Gestalten innerhalb der dunklen Spiegelflächen bewegten sich mit. Jeden ihrer Schritte zeichneten sie nach. Dabei liefen sie aber ineinander wie ein verzerrtes Mosaik, als würde jede Fläche aus zahlreichen, kleinen Facetten bestehen. Ich wußte nicht, wo die richtige Ramona Sanchez stand, ich jedenfalls wartete an der Treppe. Irgendwann mußte sie auch erscheinen.

Dann sah ich die echte vor mir.

Trotz der breiten Halle wirkte es so, als wäre sie aus einem Tunnel gekommen. Das weiße Kleid changierte bei jeder Bewegung. Es floß wie Wasser über ihren Körper, und ihre Lippen waren zu einem lockenden Lächeln verzogen.

»Komm her…«

Ich ging ihr entgegen. Das war sogar besser für mich. Ich wollte nicht zu dicht an der Treppe stehen.

Wie schon einmal streckte sie mir ihre Hand auffordernd entgegen, und wieder geriet ich in den Bann ihres geheimnisvollen Zaubers. Es war schon ungewöhnlich. Diese Frau strahlte etwas aus, das an Männern einfach nicht vorbeistreifen konnte, und auch ich machte da keine Ausnahme. Ich mußte ihr einfach folgen.

Sie atmete so laut, daß ich es hörte. Ihr Parfüm wehte mir entgegen, es lockte ebenso wie ihre Stimme.

»Bitte, John, ich möchte tanzen.«

Das hatte ich mir gedacht. Ich blieb stehen. Noch so weit von mir entfernt, daß sie keine Tanzhaltung einnehmen konnte. Beim Tango berührten sich die Körper. Hier blieb ein Zwischenraum.

»Und dann?« fragte ich.

Erstaunt und sehr langsam hob die Frau ihre Augenbrauen. »Wolltest

du nicht wissen, wer hier der bessere ist? Das ist eine Tanzschule, John. Laß es uns im Tanz herausfinden - ja?«

»Da bist du besser.«

»Stimmt, aber du bist in dieses Haus gekommen. Du wirst meine Bedingungen schon akzeptieren müssen.«

Ich wartete noch und schaute gegen die Spiegel. Unsere beiden Gestalten zeichneten sich dort ab.

Und von der Decke her glotzte die stilisierte Fratze Beelzebubs auf uns nieder.

In der Luft knisterte die Spannung. In den nächsten Minuten kam es darauf an.

Sie oder ich!

»Was geschieht dabei?« wollte ich wissen.

Sie hob die Schultern. »Nicht viel. Oder hat dir der erste Tanz mit mir nicht gefallen?«

»So ist es. Ich achte dabei immer an den Toten.«

»Sein Pech.«

»Und was war mit Pierre Piccard?«

Da legte sie die Hände zusammen, als wollte sie anfangen zu beten. »Er gehörte Beelzebub, er stand unter seiner Macht, und dabei ging es ihm nicht einmal schlecht.«

»Er war besessen!« korrigierte ich sie.

»Sind wir das nicht alle, John? Jeder, der mit ihm in Kontakt tritt, ist letztendlich von ihm besessen.«

Das wollte ich nicht gerade unterschreiben. Beelzebub war ein Feind, ein Gegner, ein Drittel des absolut Bösen. Er wollte nichts anderes als die Macht und natürlich die Menschen. Sie waren der sicherste Nachschub für das Böse.

Solange es noch Menschen gab, die der Hölle nicht widerstanden, bekamen Dämonen wie Beelzebub oder der Teufel immer wieder Oberwasser. Das würde nie vergehen.

Ramona berührte mich. Ihre kalten Fingerspitzen strichen über mein Handgelenk. Die Lippen lächelten und formten Worte, die ich allerdings nicht verstand.

»Komm endlich…«

Ich willigte ein. Sie und die hinter ihr stehende Macht sollten in Sicherheit gewiegt werden. Vielleicht konnte ich sie mit den eigenen Waffen schlagen.

»Wie du willst, Ramona. Aber ohne Musik…?«

»Keine Sorge, die Klänge werden bald diesen herrlichen Raum erfüllen.« Sie hatte den Satz noch nicht ganz ausgesprochen, als sie sich schon an mich schmiegte.

Sehr geschmeidig glitt sie in meinen Griff hinein. Sie schnurrte wie eine zufriedene Katze. Die nah zurückliegende Vergangenheit schien

für sie nicht zu existieren.

Ramona hatte nicht gelogen. Wie sie das schaffte, wußte ich auch nicht. Jedenfalls waren die Klänge abermals zu hören. Dieselbe Melodie wie auch unten im Zimmer.

Mit einem Schritt nach hinten zog sie auch mich zurück. Tiefer auf die Tanzfläche.

Und für mich begann der zweite Tango Fatal…

***

Vorsicht, John, Vorsicht!

Immer wieder sagte ich mir diesen Satz, denn es war sehr wichtig für mich, den Überblick nicht zu verlieren. Nur nicht einlullen und wehrlos werden.

Ramona bewegte sich völlig normal. Sie zerfloß in der Musik. Die Frau selbst schien nur aus Bewegungen zu bestehen, wo alles ineinander überging. Selbst die sehr abrupt wirkenden Figuren dieses Tanzes waren bei ihr weich und geschmeidig.

Und sie tanzte noch besser als beim erstenmal. Es lag vielleicht daran, daß sie mehr Platz hatte.

Dieser Saal war groß, der Boden zeigte die richtige Glätte. Er war nicht zu hart, auch nicht zu weich, er federte im richtigen Rhythmus nach.

Stets befand sich ihr Mund dicht an meinem Ohr. Wenn sie sprechen wollte, brauchte sie nur zu flüstern, und eine ihrer Hände strich durch mein Nackenhaar.

Sie kraulte es. Sie ließ auch ihre Fingernägel über meine Haut gleiten und erzeugte auf meinem Rücken einen Schauer, obwohl ich dies gar nicht wollte.

Ramona Sanchez war in allem perfekt. Im Tanz ebenso wie bei der Verführung.

»Gefällt es dir, John…?«

»Du tanzt gut.«

»Danke. Du aber auch. Du hast nie getanzt und kannst es jetzt beinahe perfekt. Sollte dir das nicht zu denken geben?«

»Wie meinst du das?«

Sie lachte etwas kehlig. »Das ist klar. Nur wer zu ihm steht, wer sich unter seinem Einfluß befindet, der ist perfekt. Nicht nur im Tanz, sondern auch bei anderen Dingen. Und das macht ihn so gewaltig, wenn du verstehst, John.«

»Nein, nicht direkt.«

»Vertraue Beelzebub. Gib dich ihm hin. Er wird dich nicht enttäuschen. Er ist die neue Macht, ich habe es gespürt, meine Eltern ebenfalls. Du mußt mir glauben.«

»Und dann?«

»Werden wir zusammen bleiben. Wir bilden eine Partnerschaft unter dem Schutz des Mächtigen. Wem, so frage ich dich, sollte es dann wohl noch gelingen, uns zu trennen?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Keinem, John. Keinem wird es gelingen. Beelzebub gibt uns den Schutz. Er ist so herrlich allmächtig. Wer sich ihm fügt, wer zu ihm hält, der muß ihn einfach lieben.«

Sie versuchte alles. Sie wollte mich mit Worten und Taten überzeugen.

Sie setzte auch ihren Körper ein, der schlangengleich über den meinen hinwegglitt, sich dann zurückzog, wieder herandrängte und manchmal so gekonnt und raffiniert, daß sich der Stoff ihres Ausschnitts verschob und mein Blick ihre Brüste streifte. Sie war nahtlos braun, sie war eine geballte Ladung an Erotik. Es fiel mir immer schwerer, mich zusammenzureißen, denn sie beherrschte alle Künste. Ihre Hände waren überall. Sie glitten nicht allein über meinen Nacken, sondern streichelten auch den Rücken, befanden sich plötzlich an meiner Brust, wo ihre Fingernägel Furchen zogen.

»Es ist wunderbar!« hauchte sie mir ins Ohr und ließ ihre Lippen wandern.

Ich spürte sie auf der Wange, sie streiften meine Nase, dann den Mund. Ihre Augen schauten mich an. Gefüllt waren sie mit einer dunklen Glut, die jeden Augenblick explodieren konnte.

Ramona war ein Wahnsinnsweib!

Und wir tanzten weiter.

Es war ja so einfach. Nur wir allein auf der großen Tanzfläche, die von zwölf raffiniert aufgestellten Spiegeln an den Seiten begrenzt wurde.

Es war ein raffiniertes Spiel, ein Einlullen. Alles floß, alles war in Bewegung.

Und die Musik begleitete uns.

Schwermütige, manchmal auch sehnsuchtsvolle Klänge einer anderen Welt. Südamerika, Argentinien, die Altstadt von Buenos Aires, schmale Gassen, Menschen, kleine Restaurants und Lokale.

Und die Musik.

Tango - schluchzend gespielt. Mal hart, mal weich, mal langsam oder schnell.

Ein Barometer menschlicher Empfindungen und Emotionen, eine Musik, die den Tänzer wegtragen konnte.

Ich spürte nicht einmal einen Schwindel. Meine Beine bewegten sich automatisch. Ich machte jeden Schritt und jede Drehung mit, als hätte ich sie unzählige Male geübt.

Es war perfekt.

So hatte Beelzebub es gewollt, so hatte er es seiner Dienerin

mitgeteilt und eingeimpft.

Der Bann mußte halten. Er mußte die Gegner verschlingen, er mußte dafür sorgen, daß sie ihr vorheriges Leben vergaßen und von ihm besessen wurden.

Dazu diente dieser Tanz und auch die Musik. Es waren die alten Regeln, die schon in der Urzeit bestanden hatten. Auch damals hatten die Menschen getanzt und sich nach den Klängen der Trommeln bewegt.

Es kam alles wieder, nichts wurde vergessen…

Die Musik änderte sich. Der Tanz näherte sich dem Finale. Unsere Bewegungen wurden schneller.

Ich tat alles automatisch, ich paßte mich der Frau an, aber ich schaffte es auch, mich nicht mehr so stark von ihr ablenken zu lassen.

Dieses schnellere Tanzen hatte auf mich wie ein Alarmsignal gewirkt. Es mußte einfach etwas passieren, denn nur aus Spaß drehten wir uns nicht über die Fläche. Beim Tanzen schaute ich in die aufgestellten Spiegel.

Noch einige Minuten zuvor hatte es mich irritiert und schwindlig gemacht. Es waren einfach zu viele Flächen, die unsere Bewegungen wiedergaben. Da konnte das Auge nicht mehr folgen, da rotierte der Kreislauf, da wurde der Mensch in etwas hineingezerrt, an dem er persönlich keine Schuld trug. Alles war anders, war ein Rausch, wo die verschiedenen Teile ineinanderflossen und man sie nicht mehr trennen konnte.

Absicht…

Aber nicht mit mir.

Ich schaute in die Spiegel. Sie flossen vorbei, sie waren schnell, sie schienen sich zu bewegen. Das allerdings war ein Irrtum. Nicht die Spiegel bewegten sich, sondern der Inhalt.

Das hätten wir sein müssen.

Aber wir waren es nicht.

Ich sah die Fratzen, ich sah auch menschliche Gesichter. Ein Mann und eine Frau.

Geisterhaft bleich, verzerrt, mit großen Augen, in denen die Gier zu lesen stand.

Die andere Welt war da.

Beelzebub spielte seine Kraft auf. Erst der Tanz, dann schlug er zu, um den Fremden in seinen Dienst zu zwingen, um ihn besessen zu machen.

Diesmal sollte ich das Opfer sein.

Und Ramona tanzte weiter. Bestimmt hatte sie die Veränderung auch bemerkt. Nur ging sie aus bestimmten Gründen darauf nicht ein. Dafür klammerte sie sich fester an mich, weil sie mich halten und mir keine Gelegenheit zur Flucht geben wollte.

»Es ist so wunderbar, John. Es ist so einmalig. Ich spüre, daß wir beide bald zusammengehören. Ich warte darauf, denn wir werden…«

»Nein, Ramona!«

Ich hatte nicht einmal laut gesprochen. Meine Worte waren verstanden worden.

In der Bewegung versteifte sich die Frau. Deshalb gerieten wir aus dem Takt.

»Nein!« sagte ich noch einmal.

Da schleuderte sie den Kopf zurück, behielt ihn in dieser Haltung, umfaßte meine Schultern wie ein Turner die Reckstange, als wollte sie sich an mir hochzerren.

Sie schaute in mein Gesicht.

Ich sah das ihre, in dem sich ihre Lippen bewegten. »Was hast du gesagt?« hauchte sie.

»Ich sagte nein!«

Ihr Mund verzerrte sich. »Wieso?!« kreischte sie.

»Ich will nicht. Ich…«

»Du Bastard!« brüllte sie und sprühte mir dabei ihren Speichel ins Gesicht. »Du verfluchter Bastard! Ich werde dich…«

Die Musik schwoll an. Das Finale stand dicht bevor. Ich wußte, daß damit etwas Endgültiges erreicht werden sollte, und das wollte ich auf keinen Fall.

Ramona Sanchez hing an mir wie eine Klette. Sie keuchte, sie drückte ihre Fingernägel in den Stoff der Jacke, als wollte sie mich nie mehr loslassen.

Ich aber mußte sie loswerden, um mich um Beelzebub kümmern zu können.

Die Gestalten und die Szenen innerhalb der Spiegel hatten sich verdichtet. Dunkle Farben umwehten die Fratzen, ließen sie rotieren, und ein Frauengesicht fiel mir besonders auf.

Es wies eine gewisse Ähnlichkeit mit dem der Ramona Sanchez auf. Wahrscheinlich war es ihre Mutter.

Eine Tote im Spiegel.

Verzerrt und gnadenlos. Mit grausamen Augen, mit dem Willen, zu vernichten.

Wie auch die Tochter.

Und die stieß ich plötzlich von mir. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als sie mit beiden Händen zurückzuschleudern.

Sie ließ mich los, taumelte zurück, rutschte auf dem glatten Parkett aus und fiel hin. Es sah schon lächerlich aus, wie sie die Beine in die Luft schleuderte, aber mir war nicht nach Lachen zumute, denn Ramona drehte sich auf dem Parkett herum und schnellte wieder hoch.

Sie war schnell wie eine Katze, und sie war auch so gereizt.

Breitbeinig und geduckt blieb sie stehen. Sie holte tief Luft. In den Spiegeln sah ich ihre Gestalt ebenfalls. Sie war umgeben von anderen Bewegungen, als sollte sie in das Reich der Geister hineingezerrt werden.

Zwei, drei Sekunden vergingen, dann hatte sie sich gefaßt. Aus ihr hervor brachen die Worte, wie Lava aus einem Vulkan. »Du Hundesohn! Du verfluchter Bastard! Du Schwein! Du wolltest mich leimen, aber da hast du dich geirrt. Beelzebub ist stärker, er wird dich…« Sie lachte auf, schleuderte dabei ihre Zunge aus dem Mund wie eine Schlange, drehte sich um und rannte weg.

Ich zog meine Waffe.

Die fliehende Frau erinnerte mich in ihrem hellen Kleid an einen in der Luft wehenden und dicht über dem Boden tanzenden Lappen, der von zwei Beinen getragen wurde.

Sie war flink, sie wollte in ihre Welt fliehen und mich allein kämpfen lassen.

Ich schoß hinter ihr her!

Natürlich nicht in Ramonas Rücken. Ich hatte auf einen der Spiegel gezielt. Und mein geweihtes Silbergeschoß klatschte hinein. Es hörte sich an, als hätte jemand mit der Faust auf ein dickes Kissen geschlagen.

Der Spiegel zerbrach.

Nicht in tausend Scherben und auch nicht von einem hellen Klirren begleitet, er bekam ein schrilles Muster, er riß an den Nahtstellen wie einfacher Stoff entzwei, aber das war nicht alles.

Grauer Qualm, der sich freie Bahn verschafft. Gesichter und Gestalten zeichneten sich darin ab.

Geistwesen aus Beelzebubs Reich.

Auf mich wölkte der Qualm in breiter Front zu. Er nahm mir die Sicht auf die meisten Spiegel. Aus seinem Zentrum hörte ich ein Jammern und Jaulen.

Ich holte das Kreuz hervor.

Die Beretta hielt ich in der rechten Hand, das Kreuz nahm ich in die linke.

Ich wollte mich dem verdammten Nebel stellen, denn mir fiel der Vergleich mit dem Todesnebel ein, der es schaffte, Menschen die Haut vom Körper zu lösen und sie zu Skeletten zu machen.

Nur mit meinem Kreuz konnte ich den Nebel stoppen.

Auch hier?

Längst hatte es sich in meiner Hand erwärmt. Es spürte genau die Aura des Bösen, aber es wurde nicht so heiß, als daß es mir die Haut hätte verbrannt.

Der Nebel rollte weiter vor.

Ein lautloses Fließen. Dampf auf dunklem Boden. Unheimlich und

noch immer mit tanzenden Gesichtern und Gestalten gefüllt.
Ich lief ihm entgegen.
Zuerst berührte mein Kreuz die Wolken, und in meiner Hand strahlte es auf.
Nein, es flog nicht auseinander, auch wenn es so aussah. Der Nebel aber wurde zerrissen. Mein Kreuz raubte ihm seine magische Kraft. Es vernichtete die Helfer des Beelzebub, die diesen geisterhaften Nebel beherrschten.
Ich brauchte nichts weiter zu tun, und sehr schnell war er zerrissen und verschwunden.
Freie Sicht!
Elf Spiegel waren noch vorhanden. Der zwölfte besaß keine Fläche mehr, nur den dünnen Rahmen, auf dem die kleinen Lampen glühten. Der erste Sieg hatte mir den Weg gewiesen. Wenn ich noch elfmal schoß, war die Sache erledigt.
War sie tatsächlich so einfach?
Ich glaubte nicht daran. Zudem war Ramona Sanchez verschwunden. Und daß sie noch nicht aufgegeben hatte, war mir längst klargeworden. Sie würde lauern, abwarten und dann zuschlagen.
Getreu dem Motto ihres Götzen.
Ich drehte den Kopf nach links, weil mir eingefallen war, daß ich ungefähr dort das Gesicht des alten Sanchez gesehen hatte.
Auch jetzt war es noch da.
Eine bleiche Fratze mit dunklen Linien in der Haut. Mit struppigen Haaren, die aussahen wie Plasma. Ich ging auf ihn zu.
Je näher ich an den Spiegel herankam, um so mehr veränderte sich das Gesicht.
Das Geistwesen, das zweite Ich des Toten, die aus dem Körper ausgetretene Seele mußte genau wissen, daß nun jemand zu ihm kam, der verdammt stark war.
Stärker als er.
Der weit geöffnete Mund in seiner starren Fratze bewegte sich. Es waren ungewöhnliche Bewegungen, kein Auf- oder Zuklappen, sondern stumme Worte, die er sicherlich zu einem Satz der Hilfe formulierte. Der wiederum galt seinem Herrn und Meister.
Aber Beelzebub griff nicht ein.
Und das Gesicht war gefangen.
Es steckte im Spiegel und doch in einer anderen Welt, die ich mit meinem Kreuz attackierte.
Ich hatte schon öfter erlebt, daß Spiegel Tore in andere Welten waren. Auch hier schloß ich es nicht aus, aber ich fiel nicht hinein in eine andere Dimension. Das Reich der Geister verschonte mich, ich war für diese Welt eine Unperson.
Unter dem Kreuz merkte ich sehr wohl den Widerstand der

Spiegelfläche. Und der blieb auch, kein Weg führte hindurch.

Ich sah ihn schreien, ich hörte ihn aber nicht.

Wieder stimmte hier der Vergleich mit einem stummen Schrei. Alles in der bleichen Totenfratze war Entsetzen, war Angst und war das Wissen, es nicht zu schaffen.

Innerhalb der Fläche entstand ein Sog. Hören konnte ich ihn nicht, nur sehen.

Von den erleuchteten Rändern angefangen, bewegte sich die Luft in einem wahren Wirbel auf die Innenfläche des Spiegels zu.

Sie war einfach nicht aufzuhalten. Die durch mein Kreuz geweckten und auch veränderten Kräfte jagten dem Gesicht entgegen. Sie trieben hinein wie Speere, sie beulten es aus, als bestünde die Haut allein aus einer gummiartigen Masse, und dann zerrissen sie den Geist der toten Person und schleuderten die Teile fort in anderen Welten oder fremde Dimensionen hinein, wo sie bestimmt nicht mehr zusammenfinden würden.

Ich drehte mich auf der Stelle.

Allmählich bekam ich die Sache in den Griff. Und so, verdammt noch mal, mußte es auch sein.

Schräg gegenüber sah ich die Mutter!

Ja, auch dieses Zerrbild eines Menschen besaß Ähnlichkeit mit der Tochter.

Die gleichen, großen, dunklen Augen, der braune Teint, nur die Falten fehlten bei Ramona.

Ich bewegte mich schnell über die leere Fläche, warf zwischendurch noch einen Blick gegen die Decke, wo sich die stilisierte Fratze des Beelzebub abzeichnete.

Auch sie hatte etwas von meiner Kreuzmagie abbekommen. Aus kleinen Lampen bestand sie, und da passierte etwas, das ich nicht für möglich gehalten hätte.

Die Birnen zerplatzten…

Es war nicht erklärbar, aber es geschah vor meinen Augen. An verschiedenen Stellen verloschen sie mit kleinen, explosionsartigen Geräuschen, und auf mich herab fiel ein dünner Niesel, der aussah wie feine Schneeflocken, aber nichts weiteres war als Glaskörner.

Der feine Staub sollte nicht unbedingt mein Gesicht erreichen, deshalb duckte ich mich, um den langsam fallenden Fahnen zu entwischen. Aufhalten konnten sie mich nicht. Ich kam meinem nächsten Ziel immer näher.

Und Ramona hielt sich weiterhin zurück. Hatte sie schon aufgegeben?

Im Spiegel zuckte der Kopf der Frau. Sie nickte mir zu, dann schaute sie desinteressiert zur Seite.

Die Kraft meines Kreuzes traf sie mit radikaler Härte. Ihr verfluchter,

von Beelzebub beeinflußter Geist durfte keine Sekunde länger mehr existieren.

Tod und Vernichtung!

Noch einmal zuckte der blasse Umriß, und es sah so aus, als wollte er sich aus dem Spiegel wühlen, aber mein Kreuz war einfach stärker.

Das Gesicht verschwand.

Es war zu einem Nichts geworden, es gab keine Kraft mehr, die es absondern konnte.

Und über mir zerplatzten immer mehr Glühbirnen. Für mich war es ein Zeichen. Es dokumentierte den Machtverlust des Dämons Beelzebub, der auch seine Kraft auf die Spiegelflächen übertragen hatte.

Drei waren vernichtet. Neun blieben noch!

Ich dachte an die Kugeln in meiner Beretta. Ich dachte an mein Kreuz, an den Dolch und letztendlich daran, daß mir keiner der Spiegel einen Widerstand entgegensetzen konnte.

In meiner Hand lagen die Chancen!

Nach wie vor waren die restlichen Flächen gefüllt. Geisterhafte Farben huschten hin und her, füllten den inneren Rahmen aus. Beelzebubs Helfer und Totengeister wollten nicht aufgeben, auch wenn ihre Verbündeten vernichtet waren.

Doch so war es immer.

Wer sich mit einem Dämon einließ, der mußte bis zur letzten Sekunde an seiner Seite stehen, für ihn kämpfen und auch für ihn sterben, was die meisten nicht bedachten.

Ich suchte Ramona Sanchez!

Die Spiegel bildeten keine Gefahr mehr. Ich wollte die Frau haben. Nicht um sie zu töten, nein, sie war doch die vom Bösen Verführte, aber sie war ein Mensch. Ramona gehörte nicht dazu, auch wenn sie ihre Seele vielleicht dem Teufel - in diesem Fall Beelzebub - verschrieben hatte.

Es war still geworden.

Selbst unter der Decke zerplatzten keine weiteren Birnen mehr. Die stilisierte Beelzebubfratze sah aus wie ein unfertiges Kunstwerk. Ganze Stellen fehlten in der Fratze.

Ruhe, zu sich selbst kommen. Erst einmal abwarten, eine Pause einlegen, tief durchatmen.

Ich wischte mit dem rechten Handrücken über meine Stirn und spürte einen scharfen Schmerz, als wäre eine Minisäge über meine Haut hinweggefahren. Die Erklärung dafür war einfach. Dieser Glasstaub hatte mich erwischt, ohne daß ich etwas gemerkt hatte. Wie feiner Puder hatte er auf meiner Stirn verteilt gelegen.

Ich ließ die Hand sinken.

Auch dort waren rote Streifen zurückgeblieben. So etwas war

sekundär, für mich zählte zunächst Ramona Sanchez.
Wo steckte sie?
Ich rief ihren Namen.
Sehr laut, absolut hörbar. Man hätte mich auch in der hinteren Etage verstehen können.
Meine Stimme hallte durch das Haus. Da die Wände ziemlich leer waren, erzeugte mein Ruf mehrere Echos, die allmählich ausklangen.
Wieder wurde es still.
Wer narrte hier wen? Ich sie oder sie mich?
Ich rekapitulierte, in welch eine Richtung Ramona verschwunden war. Sie war auf die Spiegel zugelaufen, was aber nicht heißen mußte, daß sie sich dort noch aufhielt.
Ich kannte das Haus nicht. Es konnte durchaus eine Möglichkeit geben, auf bestimmten Wegen zu verschwinden. Die ganz simple Flucht durch die Hintertür, um dann an einer anderen Stelle wieder zu erscheinen, womöglich in meinem Rücken.
Dort lag die Treppe.
Kalt strich es über meinen Nacken, als ich daran dachte. Wie leicht konnte sich dort jemand hochschleichen und mich dann rücklings angreifen.
Mit schußbereiter Waffe drehte ich mich um. Der Schein der Spiegelleuchten reichte nicht bis zur Treppe. Selbst die oberste Stufe wurde noch von der Dunkelheit verdeckt.
Ich mußte näher heran, nahm auch die Lampe zu Hilfe und leuchtete nach. Die Treppe war leer.
Mir fiel ein Stein vom Herzen. Die Fragen und die Bedrückungen aber blieben.
Sie kreisten um Ramona. Sie war einfach nicht der Typ, der urplötzlich verschwand. Man hatte sie auf Erfolg programmiert. Eine schwarze Macht wie die des Beelzebub kannte einfach keine Flucht.
Ich sah sie nicht, ich hörte sie. Sie befand sich in meinem Rücken, und ihr Lachen klang verdammt schaurig, höhnisch und schlimm. Ich wartete, bis es nicht mehr zu hören war, dann erst drehte ich mich langsam um.
»Ja, komm nur, Sinclair, komm nur. Darauf habe ich gewartet. Ich will dich sehen, wenn du stirbst, ich will alles genau mitbekommen, verfluchter Hund!«
Jetzt lag die Treppe wieder hinter mir.
Ich schaute nach vorn.
Ich blickte gegen die Spiegel.
Und da sah ich sie.
Aber nicht nur einmal, sondern in neunfacher Ausfertigung. Das wäre nicht einmal so schlimm gewesen, eine andere Tatsache trieb mir dafür den Schweiß auf die Stirn.

Ramona Sanchez war bewaffnet.
Mit ihren Händen hielt sie eine kurzläufige Maschinenpistole fest!

***

Reingelegt!
Verdammt, sie hatte mich reingelegt, und ich Idiot hatte sie noch immer unterschätzt.
Drei Spiegel waren von mir zerstört worden. Neun standen vor mir. Neunmal Ramona.
Aber wo hielt sich die echte auf?
Es konnte nur eine zentrale Stelle sein, die leider in der Dunkelheit lag. Wo ich meinen Blick auch hingleiten ließ, ich sah dieses verdammte Weib nicht.
Klar, sie kannte sich hier aus, sie wußte, wie sie sich zu stellen hatte, um einen Fremden zu irritieren.
Immerhin war es hell genug, um ihr Gesicht erkennen zu können. Es glänzte, als hätte sie es mit Öl eingerieben. Ihre Augen funkelten dabei wie polierte Teerklumpen. Nichts war mehr von dieser verführerischen Pose zu bemerken, die sie beim Tanz gezeigt hatte. Sie war eine Killerin, sie war jemand, die alles bis zum letzten auskosten wollte. Auch den Tod.
»Damit hast du nicht gerechnet, wie?«
»Stimmt.«
Sie schob die Unterlippe vor. »Ich will dir etwas sagen, Sinclair. Ich lasse mir diese Welt nicht zerstören. Ich werde nicht zuschauen, wie du auch noch das Erbe meiner Eltern zerstörst. Du hast ihre Seelen vernichtet, ich konnte es sehen, und es zerriß mir beinahe das Herz, aber mein Haß auf dich wurde noch stärker, Sinclair. Ich mache weiter, ich mache in seinem Namen weiter. Ich werde Beelzebub zeigen, daß er sich in mir nicht geirrt hat.«
Ich schüttelte den Kopf. Es war eine Geste des Bedauerns. »Tut mir leid für dich, Ramona, es tut mir echt leid. Du hast den falschen Weg eingeschlagen. Laß dir von mir gesagt sein, daß du nicht gewinnen kannst. Es gibt keine Chance. Das Böse wird unterliegen. Es hat schon zu Beginn der Zeiten verloren, und dabei wird es bleiben. Warum stemmst du dich dagegen an?«
»Weil ich mich einmal entschieden habe!«
»Gib doch auf, Ramona!«
»Niemals!« Sie hob die Waffe an.
Ich aber wollte das Gespräch in die Länge ziehen. Vielleicht gelang es mir dann herauszufinden, wo sie sich verborgen hielt. Verdammt noch mal, sie war kein Geist, sie mußte irgendwo stecken, wo sie einen sehr guten Überblick besaß.
Jedenfalls nicht hinter oder zwischen den Spiegeln, sondern vor

ihnen. Sonst hätte sich ihre Gestalt nicht neunmal auf den Flächen so deutlich abgezeichnet.

Ich atmete durch die Nase. Ich gab mich sehr gelassen. Dabei hoffte ich noch, sie von ihrem Standort wegzulocken. Wenn sie einige Schritte vorkam, war es günstig für mich. Ich dachte auch an die Möglichkeit, meine Lampe einzuschalten und den Strahl blitzschnell wandern zu lassen, das hatte alles keinen Sinn, weil Ramona Sanchez fest entschlossen war, mich zur Hölle zur schicken.

Und die geladene Maschinenpistole würde es ihr bestimmt nicht schwermachen.

»Nicht einmal ein letztes Gebet werde ich dir gönnen, Sinclair. Ich will dich tot sehen!«

Sie steckte voller Haß. Sie war nicht so eiskalt wie ein Profikiller, und das gab mir tatsächlich eine Chance. Wer so handelte wie sie, gab die Absichten schon frühzeitig bekannt.

Sie hob die Arme etwas an, drückte die Waffe aber gleichzeitig in die Tiefe. Die Kugeln sollten mich schräg erreichen, was ich hier so langsam erzähle, geschah in Wirklichkeit sehr rasch, und auch ich reagierte schnell.

Ich schleuderte mich zurück.

Gleichzeitig hämmerte die Waffe los.

Mündungsblitze sah ich noch im Fallen, dann schlug ich dicht vor der Treppe auf, den Blick nach vorn gerichtet.

Das Parkett wurde von den verdammten Kugeln zerhämmert und aufgerissen.

Aber sie wanderten näher, die Garbe konnte schon beim nächsten Herzschlag tödlich sein.

Ich rollte mich nach hinten.

Und da war die letzte Stufe.

Viel Schwung hatte ich mir gegeben, so daß ich glatt über sie hinwegkam. Dann aber wurde ich schnell. Ich konnte meinem Körper keinen Gegendruck geben, der Schwung war einfach zu viel gewesen, er potenzierte sich zudem und schleuderte mich weiter.

Dann hörten die Schüsse auf.

Dafür entstand ein Laut, der nicht genau ein Kreischen, Heulen, Schreien oder Wimmern war, sondern alle drei Geräusche in sich vereinigte und zu einem Trompetenstoß der Enttäuschung wurde.

Ich hörte ihn in meinen Ohren gellen, und ich befand mich noch immer auf der Reise nach unten.

So ein Mist, denn jetzt wurde es ärgerlich. Zwar hatte ich mich zusammengerollt, aber die Treffer bekam ich trotzdem mit und konnte sie auch nicht ausgleichen.

Glücklicherweise fiel ich ins Dunkel hinein. Wenn Ramona Sanchez oben an der Treppe erschien und feuerte, war es selbst für eine MPi

schwer, das Ziel zu treffen.

Hörte sie denn nie auf?

Immer wieder tickte ich auf, bis ich noch mehr Fahrt bekam, regelrecht hochgeschleudert wurde und vor der Treppe bäuchlings aufschlug.

Ich blieb liegen, rührte mich nicht. Ich wäre auch gern länger liegen geblieben, um zu überprüfen, welche Stellen an meinem Körper schmerzten, aber für mich gab es jetzt wichtigere Dinge zu tun, weil die andere Person nicht aufgeben würde.

Ich hielt die Beretta noch immer fest. Auch das Kreuz lag wie festgeschmiedet in meiner linken Faust.

Um einen besseren Blickwinkel zu haben, drückte ich mich zurück.

Ich hob nun den Kopf leicht an.

Den oberen Teil der Treppe und auch deren Rand konnte ich gut sehen. Im Restlicht der Spiegelbeleuchtung zeichnete er sich wie eine scharfe Kante ab.

Hinter ihr erschien Ramona Sanchez mit schußbereiter Maschinenpistole. Das hatte sie auch tun müssen, wenn sie doch noch etwas erreichen wollte.

Aber sie befand sich jetzt in einer schlechteren Position als noch vor kurzem.

Sie stand im Hellen, ich lag im Dunkeln und hatte mich schon hingekniet, den rechten Arm mit der Waffe vorgestreckt, wobei ich das rechte Schußgelenk mit der linken Hand abstützte.

Ramona Sanchez bewegte sich unruhig vor der letzten Stufe. Sie schaute hinab, auch die Mündung hatte sie gesenkt, sie suchte mich, ich hörte sie flüstern.

Zwar verstand ich kein einziges Wort. Allein der Klang ihrer Stimme bewies, wie wütend sie war.

Ich rief sie an.

»Gib auf, Ramona! Du schaffst es nicht!«

Ein irrer Schrei brach aus ihrem Mund. Sie bestand nur noch aus dem Willen zu töten. Sie drückte ab, und ich schoß ebenfalls.

Sehr gezielt, sehr genau, und ich traf!

Auch von ihrer Mündung tanzten die kleinen, blaßblauen Flämmchen. Sie hatte zwar abgedrückt, aber meine Kugel war ebenso schnell gewesen und hatte sie zurückgeschleudert.

Wie ein tanzender Schattenriß bewegte sich die Frau vor der Treppe. Die MPi hielt sie zwar fest, doch die Waffe war einfach zu schwer geworden. Sie rutschte ihr aus den Händen.

Als sie aufschlug, fiel auch Ramona. Ein Arm rutschte noch über die oberste Stufenkante hinweg, und dicht vor der Treppe blieb sie bewegungslos liegen.

Ich erhob mich ächzend und ging langsam die Stufen wieder hoch…

***

Es war alles normal geworden. Die Spiegel enthielten keinen Gruß mehr aus der Totenwelt. Mit ihren Flächen standen sie zueinander gedreht und bildeten ein neunfaches Spiegelkabinett.

Nein, eines war nicht normal.

Der leblose Körper der schönen Frau.

Ich hatte nicht genau zielen können, dafür war die Distanz zu groß gewesen, ich hatte sie nur einfach treffen und kampfunfähig machen wollen.

Getroffen hatte ich, kampfunfähig war sie auch, aber mein Geschoß hatte sie in den Kopf getroffen, getötet und eine häßliche Wunde hinterlassen. Ramona Sanchez würde nie mehr tanzen. Der Tango Fatal hatte ihrem Leben ein Ende gesetzt…

ENDE